

10000

199235

Q 1397

Das  
Thorn der 70er  
und 80er Jahre

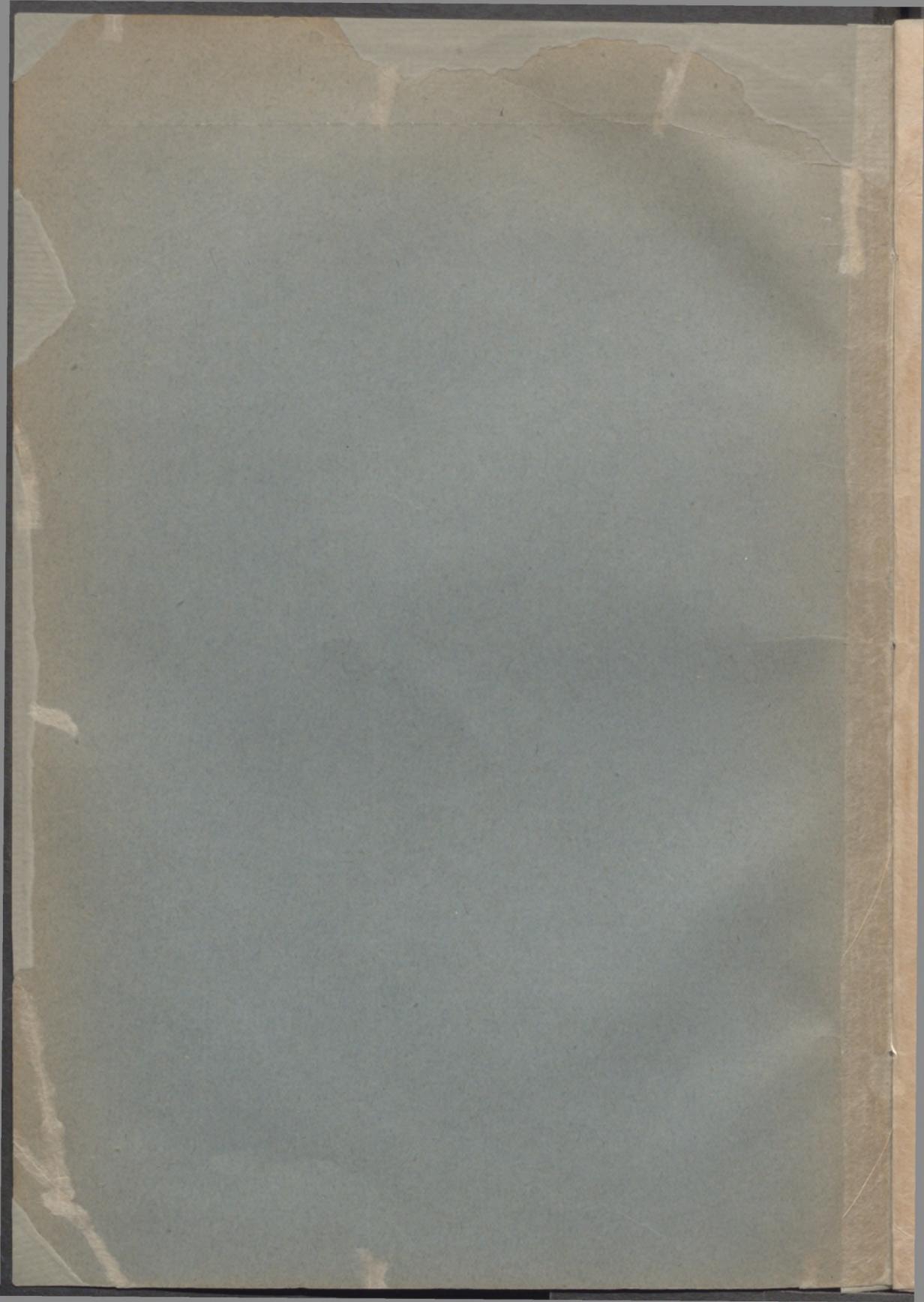
von

Paul Justus Wallis



---

Verlag Ordenskreuz Paul Kollmann  
Berlin 1934



# Das Thorn der 70er und 80er Jahre

Ein Lang-, Breit-, Quer- und Zickzackschnitt durch das Leben und  
Treiben der damaligen Zeit

Aus der Erinnerung eines Zeitgenossen  
Von Paul Justus Wallis

Sonderdruck  
aus der Thorer Heimatzeitung  
„Das Ordenskreuz“

---

Verlag Ordenskreuz Paul Kollmann  
Berlin 1934



199235

1941:757(6)

W.240/57.

Im Vergleich zur Nachzeit war das Leben und Treiben der ehrfamen Thorner Bürger in den 70er und 80er Jahren ein erheblich geruhsameres. Nicht, daß sie unbeschwert nur ihrer Arbeit und ihrem Vergnügen leben konnten, oh nein, — es hatte ein jeder auch sein zugeteiltes Päckchen an Sorgen mit sich herumzutragen. In der Erinnerung wollen uns diese, die heute so zeitenfern liegen, und die, genau genommen, ja gar nicht wir, sondern unsere Eltern noch getragen haben, unberechtigterweise, lächerlich gering gegen unsere heutigen erscheinen.

Von diesem Leben und Treiben, mit seinen Freuden und Sorgen, wollen diese Zeilen, in Zickzack-, Kreuz- und Querschnitten, aus der Erinnerung berichten.

In den 70er Jahren, kurz nach der Beendigung des siegreichen Krieges, war Thorn noch eine kleine Provinzstadt, die sich außer durch ihre alten Ordensbauten und Festungsanlagen durch nichts von den anderen Städten des Ostens unterschied. Die militärische Besatzung war zum Teil noch bei der Okkupationsarmee in Frankreich verblieben und kehrte erst in die Garnison zurück, nachdem die Franzosen die Kriegskontribution bezahlt hatten. In der Stadt begegnete man täglich einigen Trupps gefangener Zuaven, die mit ihren schwarzen Vollbärten und den ungewohnten Uniformen martialisch ausfahen. Sie waren in der Defensionkaserne am Nonnentor untergebracht und wurden mit Bauarbeiten zur Verstärkung der Festungsanlagen beschäftigt. Die hohe Wallauffschüttung am Weinberg, zum Schutze der dahinter liegenden Brückentopf-Kaserne, ist ihr Werk. (Diesen sogenannten „Franzosenwall“ hat die Stadt jetzt durch ihre Arbeitslosen wieder abtragen lassen.) Den Bürgern und namentlich der Jugend war der Anblick dieser französischen Kolonialtruppen immer ein Ereignis besonderer Art. Gutmütig und ohne Haß boten sie ihnen beim Vorübergehen ein freundliches *Bon jour*, das ebenso freundlich erwidert wurde.

Die einzige Verbindung der Stadt mit dem jenseitigen Ufer bildete die alte Holzbrücke. Sie führte vom Brückentor, das seinen Namen nach ihr trägt, zum jenseitigen Ufer und mündete drüben etwas oberhalb der heutigen Dampferanlegestelle. Stromaufwärts waren ihr riesige hölzerne Eisbrecher vorgelagert, die es aber doch nicht verhindern konnten, daß alle paar Jahre mal einige Fische der Brücke, sei es durch das Hochwasser oder den Eisgang, mit fortgerissen und fortgeschwemmt wurden. Um die damals noch mit

hohen Masten und Segeln fahrenden Overtähne hindurchlassen zu können, hatte die Brücke im ersten Joch einen aufklappbaren Aufzug. So oft nun ein Kahn die Brücke passieren wollte, wurde der Aufzug gehoben. Da dies nicht mit den heutigen modernen Kraftquellen, sondern mühsam mit von Hand bedienten Winden geschah, kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie störend sich das für den Verkehr auswirkte. Aber damals hatte man ja noch Zeit und rechnete nicht peinlich mit jeder Minute. Man stellte sich einfach hin und ließ das Durchfahren des Kahns als willkommenes Schauspiel auf sich wirken. An Tagen aufkommenden frischen Westwindes waren solche Störungen besonders häufig. Da setzten oft an die zwanzig Kähne, die auf günstigen Wind sehnsüchtig gewartet hatten, ihre großen Segel, um ihre Frachten durch ihn gegen den Strom treiben zu lassen. Schlepddampfer waren auf der Weichsel noch nicht vorhanden. Stattlich war das Bild, das der Strom mit den did geblähten großen Segeln bot. Vor dem Bug der vielen Schiffe kräuselten sich weiße Schaumkronen. Die hohen Bäume der Bazartämpfe gaben einen wirkungsvollen Abschluß im Hintergrunde. Die Passanten der Brücke, die dann zu langem, unfreiwilligem Aufenthalt gezwungen waren und die hohen Klappenteile des Durchlasses gerade vor ihrer Nase hatten, werden aber vielleicht anders darüber gedacht haben.

Der Bahnhof auf dem jenseitigen Ufer war nur ein einfacher Fachwerkbau. Auch stand er nicht an der Stelle des jetzigen. Er ist aber bis in die heutigen Tage erhalten geblieben in seiner anspruchslosen Bauweise. Er dient heute als Beamtenwohnhaus und steht an der alten Stelle, schräg gegenüber dem Militärkorngspeicher, an der Straße zum Offizier-Kasino. Erkennlich ist das Gebäude an den vorgebauten beischlagartigen Zugängen. Hier hatte der Bereich der Eisenbahn, der ersten der Provinz, der sogenannten Ostbahn, sein unfreiwilliges Ende gefunden. Man mußte erst die Fertigstellung der neuen Eisenbahnbrücke über die Weichsel abwarten, um die projektierte Linie über Deutsch-Eylau nach dem fernen Osten weiterführen zu können. Auch während der Kriegsjahre, oder besser gesagt, „trotz“ ihnen, hatte man fleißig an der Brücke gearbeitet. Sie konnte bereits Anfang der 70er Jahre dem Verkehr übergeben werden. Die Vollendung dieses großen Werkes wurde von der Bürgerschaft mit Reden und Umzügen gebührend gefeiert. Nun erhielt die Stadt auch ihren, — ach so lang ersehnten — Stadtbahnhof, der an der gleichen Stelle wie der spätere Neubau zu stehen kam. Zwar war es nur ein einfacher Bretterbau von traditioneller preußischer Einfachheit, aber immerhin war es ein Bahnhof. Groß war die Freude und der Stolz der Bürgerschaft. Wähnte man sich doch mit einem Schlage schon als Großstädter. Man denke! — man hatte nun zwei Bahnhöfe. Welche Stadt konnte denn da überhaupt noch mit? Auch dieser reizlose nüchterne Zweckbau ist unserer Zeit erhalten geblieben. Bei der Errichtung seines Nachfolgers ist er auf Abbruch verkauft und auf der Moder, gegenüber der später entstandenen evgl. Kirche, für Wohnhauszwecke wieder errichtet worden.

Vor der Inbetriebnahme der Eisenbahnbrücke hatte das Kapitel vom Reisen ein wesentlich anderes Gesicht, als wir es heute im Zeitalter der Technik gewöhnt sind. Vom Postamt auf dem Markt gingen die alten, schwerfälligen, gelben Postkutschen als einziges staatliches Beförderungsmittel rechts der Weichsel ab. Wer eine Reise vorhatte, besorgte sich dort schon am Tage vorher einen Fahrchein, um auch sicher einen Platz zu erhalten. Zur bestimmten Stunde fuhr der Postwagen vor, und unter den neugierigen Blicken der Umstehenden nahm man seinen nummerierten Sitzplatz ein. Das Gepäck wurde auf dem Deck unter dem Lederchurz verstaut und die mitzunehmende Briefpost von den Postbeamten im hinten befindlichen Tresorkasten verschlossen. Dann stieg der uniformierte „Schwager“, wie die Postkellner allgemein genannt wurden, im Schmuck seines steifen runden Posthelmes, das Posthorn an schwarz-weißer, mit mächtigen Troddeln verzierter Fangschnur umgehängt, auf den Bod, und unter den Klängen eines munteren Liedes setzte sich der Wagen im Schudelstrab in Bewegung. Die Sitzplätze waren sehr bequem gepolstert und mit rotem Zuchtenleder überzogen, das das Wageninnere mit seinem strengen Geruch erfüllte. Wer das Glück hatte, bei schönem Wetter wegen Ueberfüllung seinen Platz vorn beim „Schwager“ angewiesen zu erhalten, der hatte einen unvergleichlichen Genuß von dieser Art, über Land zu reisen. Bei starkem Andrang genügte die Postkutsche allein nicht, es wurden dann je nach Bedarf Beiwagen gestellt. Da diese aber kleinere, offene Wagen mit verstellbarem Verdeck waren und weniger Bequemlichkeit boten, so suchte jeder im Hauptwagen unterzukommen. Auf allen rechts der Weichsel gelegenen Chausseen waren derartige Postkutschenverbindungen im Gange. Nach Culmsee, Anislaw, Gurske, Gollub und Schoensee bzw. darüber hinaus. An jeder Postagentur unterwegs wurde kurzer Halt gemacht, die Briefpost übergeben und neue in Empfang genommen. Wer mit der Zeit nicht zu rechnen brauchte, für den war solch eine Reise ein ungemein idyllisches Vergnügen.

\*

Wie gemeinhin bekannt, bestanden in der Stadt zu damaliger Zeit noch alle alten Mauern und Tore der einstigen feindlichen Schwestern Alt- und Neustadt. Ebenso die doppelten Wallgräben mit ihren stillen Wasserläufen und geräuschvollen Wasserpeiern, die den inneren Kern beider Stadtteile, von der Gasanstalt bis an die jetzige Friedrichstraße, umklammert hielten. Die Ufermauer längs des Weichselufers mit ihren alten Toren, von denen nur das Brücken-, Segler- und Nonnentor heute noch erhalten geblieben sind, bildete den Abschluß an der Stromseite. Eins der Tore, das alte Badertor im Zuge der Baderstraße, ist nach langem Hin und Her zwischen den Stadtvätern und der Militärbehörde, die auf die Festungsanlagen immer ein wachsameres Auge hatte, als Verkehrs- hindernis niedergelegt worden.

Im Innern der Stadt stand am Schnittpunkte der Schuhmacher- und Mauerstraße das Paulinertor. Sein Vorhandensein kündigte

es durch einen penetranten Gestank, der die ganze Umgebung erfüllte, schon von weitem an. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Bürger die engen, immer in traulichem Dunkel liegenden und abends nur mit einer kümmerlichen Gasfanzel mehr beschattet als beleuchteten Tornischen, als willkommene Bedürfnisanstalten benutzten, wozu sie nun einmal nicht eingerichtet waren. Das Tor stand im Zuge der alten Stadtmauer, die sich zwischen Altstadt und Neustadt hinzog. Am Treffpunkt der Breiten- und Elisabethstraße wurde sie von einem zweiten Tor unterbrochen. Diese beiden Tore wurden Ende der 70er oder zumindest Anfang der 80er Jahre niedergelegt.

Vor dem inneren Wallgraben stand an der Gasanstalt das Innere und vor dem äußeren Wallgraben das Äußere Bromberger Tor. Am Ende der Culmer Straße, vor dem heutigen Hotel Polonia (früher „Thorner Hof“) stand das Innere Culmer- und am Anfang des offenen Auslaufes der Wache in der nördlichen Ecke der Esplanade das Äußere Clumertor. Im Zuge der Katharinenstraße etwa in der Höhe der heutigen Garnisonkirche sowie am Abschluß der Jakobstraße etwa in der Höhe des Tilschen Hauses und der Militärwaschanstalt befanden sich weitere Tore. Diese letztgenannten waren stadtsseitig den doppelten Wallgräben vorgelagert. In allen äußeren Toren befand sich eine militärische Wachabteilung, die bei jeder zweistündlichen Postenablösung „unter das Gewehr“ trat. Aber auch bei anderen Anlässen, wie beim Nahen eines Vorgesetzten, bei Volksversammlungen und bei Leichenzügen wurde sie vom wachhabenden Posten mit mordsmäßigem „Krrrraus“-Ruf unter das Gewehr gerufen. Die Gewehre standen vor der Wache in dazu angebrachten Stützen. Die lausbübische Jugend machte sich natürlich immer den Spaß, auch ihrerseits mit einem lauten „Krrraus“ die Wache zum Antreten zu verlocken. Aber die Wache fiel zu ihrem Leidwesen auf den Schwindel nicht rein, den sie stets an der unmartialischen Stimmlage der Lausbuben erkannte.

Neben der Altst. evgl. Kirche auf dem Markte, die damals ihren Turm noch nicht besaß, befand sich kurze Zeit noch ebenfalls ein Militär-Wachtlokal. Dann erstand in dem Gebäude das Hotel „Sansjouis“, nach seinem Besitzer auch das „Plenz'sche Hotel“ genannt. Bei dem Neubau des Postgebäudes mußte es diesem Platz machen. Vor dem Hotel standen unter Lorbeerbäumen Tische und Stühle, die von den Gästen und Bürgern gern zur Abend-erholung benutzt wurden. Für die Besitzer des Landkreises war das Hotel mit seiner anerkannt guten Küche der Treffpunkt bei ihrem Stadtaufenthalt.

Landseitig vor den Stadtgräben standen die Torhäuser der Steuereintnehmer, die man allgemein „Steuerfrißen“ nannte. Zu ihren Obliegenheiten gehörte es, alle ankommenden Gefährte und lastentragenden Personen auf Kontrebande zu untersuchen. Einige Warengattungen unterlagen noch der Schlacht- und Mahlsteuer und durften in die Stadt nur eingeführt werden, wenn das Steuergesälle

an die Steuerfriren entrichtet wurde. Diese waren mit dünnen, zugespitzten eisernen Stangen ausgerüstet, die sie unbarmherzig in Säcke und Körbe der Wagenfrachten stießen. Auf diese Weise beförderten sie manches heimlich verborgene Stück Schlachtvieh an das Tageslicht. Während der Nachtstunden wurden die Tore geschlossen gehalten. Nur, wer sich ausweisen konnte, wurde durchgelassen. Für verspätete Liebespaare war das eine böse Einrichtung. Das vor dem Brückentor, weit in die Uferstraße einspringende, noch heute stehende Haus mit den Gitterstäben an seinen Fenstern ist das letzte Ueberbleibsel dieser Steuerzeit.

Um dem bösen Feinde den Zugang zu der durch die Festungswerke mächtig verriegelten Stadt noch weiter zu erschweren, waren Palisaden-Depots in der Nähe der Tore in den Glacis errichtet. Es waren allseitig offene Schuppen unter Pappdach, unter denen die Palisaden kunstgerecht gestapelt lagen. Die Palisaden selbst bestanden aus schweren quadratisch behauenen, unten zugespitzten und mit Teer imprägnierten Holzpfehlen (Karbolineum kannte man noch nicht). Sie führten ein ungestörtes Dasein, denn zu einem Ernstfalle wurden ihre Dienste nie gebraucht. Nur bei Festungsmandövern, die in längeren Abständen abgehalten wurden, erinnerte man sich ihrer und grub sie, schön gerade ausgerichtet, vor den Grabenübergängen ein. Das sah dann mächtig ernst aus und erregte bei den Bürgern allemal ein leichtes Gruseln. Tags darauf ruhten sie wieder friedlich unter ihren Pappdächern, vor Regen und Schnee wohl behütet.

Diesen Festungsübungen als Schlachtenbummler beizuwohnen, ließ sich kaum ein Thorner Bürger nehmen. Eingeleitet wurden sie immer durch unerwarteten stummen oder lauten Alarm der Garnison. Beim lauten Alarm zogen Hornisten und Trommler zu je zwei Mann durch alle Straßen der Stadt. Aufreizend klang der vorgeschriebene Alarmruf ihrer Instrumente, zumal in der mitternächtlichen Stunde. Selbst der hartgesottenste Bettfreund, und wenn er zehnmal militäruntauglich war, konnte diesen Tönen nicht widerstehen. Neugierde zwang ihn in seine Kleider; und hinaus ging's durch die finsternen Gassen zum Sammelplatz der Garnison. Im Sturmschritt fausten, demselben Ziele zuwendend, einzelne Soldaten und Kolonnen an ihm vorbei. Ganz Thorn war auf den Beinen. Zu sehen gab es in der Stodfinsternis kaum etwas, und so endete die Sache dann meistens mit einem Reinsfall, dem verschlafene Gesichter am nächsten Tage folgten. Irgend ein „hohes Tier“ hatte nur Wachsamkeit und Schlagfertigkeit der Garnison feststellen wollen, und die Zeitungen brachten denn auch die Nachricht, daß die gesamte Garnison wieder mal „innerhalb einer halben Stunde“ vollzählig angetreten war. Man bestaunte das als ein Wunder von Schnelligkeit. Heute kann man sich wohl die Frage erlauben, was tat in solchen Alarmfällen nun aber so ein armer „Lieutenant“, wie er damals hieß, der, in froher Gesellschaft, mit Hilfe von reichlich Alkohol, „aus den Pantinen gekippt“ war. Er dürfte wohl seinen Burschen mit einer harmlosen Krankmeldung zum Sammelplatz gesandt haben.

Obgleich der Kastengeist damals schon auf die Welt gekommen war, war er doch noch nicht so ausgeprägt, wie er sich mit den Jahren auswuchs. Die kleine die Stadt schweißte die Stände enger zusammen. Bürger und Offizier trennte keine allzu hohe Scheidewand. In den Gaststätten saßen sie vielfach an ihren Stammtischen noch beieinander.

Diese Gaststätten waren gegen die der Nachzeit von großer Einfachheit. Luxuslokale kannte man noch nicht. Man legte den Hauptwert auf ein „Seidel“ gutes Bieres und auf einen handfesten Happenpappen. Bevorzugt und gut besucht war das Schlesingerische Restaurant in dem Eckhause an der Schüler- und Breitenstraße (erst später taufte man sie in Schillerstraße um). In dem altherwürdigen Lokal, das heute noch mit seinen Bögen und Säulen im alten Zustande erhalten ist, verkehrten Offiziere, Juristen, Lehrer und Bürger einträchtig untereinander. Der einfache Bürger und auch der Handwerker bevorzugte das in der Mauerstraße gelegene Hildebrandtsche Restaurant. Dieses, ein eng verbautes und hausfälliges Lokal, wurde seines Gartens wegen auch tagsüber viel vom besseren Publikum aufgesucht. Auch hatte der Wirt, ein tüchtiger Geschäftsmann, in weiser Voraussicht, im Garten das erste Wannenbad errichtet. Klein, mit zwei Zinkwannen in einem einfachen Bretterhäuschen. Das war ein Ereignis für die Bürger, die das Wannenbad dann auch gut besuchten. Auch die Regelmahn lockte viele Gäste an, und das Rollen der Kugeln dröhnte täglich bis in die tiefe Nacht. (Heute befindet sich hier an Stelle des vor kurzem abgerissenen Hauses ein Tennisplatz der Polizei, auf dem wegen dauernder Nichtbenutzung das Gras zu wachsen beginnt.) Wegen seiner originellen Eigenart war der in der Seglerstraße liegende „Verbrecherteller“ weit über die Grenzen der Provinz bekannt. Man gelangte von der Straße aus über eine hohe Stiege in einen halbdunklen, schmalen Kellerraum, in dem, statt der üblichen Tische und Stühle, nur kleinere und größere leere Biertonnen standen. Auf den kleineren, die zum Sitzen dienten, lagen runde harte Ledertissen. Auf die davorstehenden größeren wurden die Biergläser gestellt. Die hohe Stiege wurde manchem fröhlichen Becher zum Verhängnis. Heimlich graulte es ihm vor dem Aufstieg, und so blieb er denn lieber immer noch länger in der fröhlichen Runde sitzen. Diese Stiegenfurcht besiel die Bürger aber auch noch in manch anderen Kellerlokalen, von denen die Stadt eine stattliche Reihe aufzuweisen hatte. Da war noch, dem „Verbrecherteller“ schräg gegenüber, der „Braunsberger Keller“. Dort wurde das beliebte Braunsberger Bier zum Ausschank gebracht, ein gutes ostpreussisches Produkt. Für die Neustädter spielte der „Tiefe Keller“ in der Katharinenstraße eine gewichtige Rolle. Der der Stadt gehörige Ratskeller im Rathause, der geräumigste von allen, kam nie so recht zu voller Popularität. Es lag dies wohl viel an seinen verschiedenen Pächtern. Eine Zeitlang war er das Stammlokal eines späteren Oberbürgermeisters der Stadt, der, wie böse Zungen behaupteten, ihn auch zu seinem Amtsklokal erhob hatte. Jedenfalls war er tagsüber auch während der Amts-

stunden dort meistens zu finden. Seine vorzeitige Zwangspensionierung machte diesem Spuk ein gewaltiges Ende.

Mit der Beendigung des Krieges 1871 wuchsen die Kellerlokale mit „Damenbedienung“ wie Pilze nach dem Regen aus der Erde. Die Konjunktur war für Hauswirte, die in ihren Grundstücken Keller mit „Kellerhäfen“ hatten, überaus günstig. Solche „Kellerhäfen“ — das sind auf den Bürgersteig vorgebaute Kellerzugänge — fanden sich in vielen Häusern über die ganze Stadt verteilt. (Einige davon stehen heute noch.) Findige Wirte mieteten diese Lokale für ihre Zwecke. Die Wogen des erfochtenen Sieges gingen hoch, und „in Patriotismus machen“ war ihnen geschäftliche Ehrensache. So kam es, daß Farbtöpf und Pinsel in den Händen mehr oder weniger begabter Raffaeljünger wahre Orgien feierten. Auf den Seitenwänden der Kellerhäfen und auf schräg über sie gestellten Zinkblechschildern prangten Namen wie: „Zur Wacht am Rhein“, „Zur Germania“, „Zum fidelem Landsturmman“, „Zum Hohenzollern“, „Zur Kaiserkrone“ und andere mehr. Den Namen entsprechende Embleme und Figuren in Form von überfetzten Germaniafiguren, Landsturmännern, Kaiserkronen usw. durften dabei natürlich nicht fehlen. Ueberschäumende Bierkrüge waren ihnen beigelegt. Eine große Laterne mit roten Scheiben, die häufig in Form eines Bierglases geformt war, thronte über allen diesen Kellern. Wegen der zarten Damenbedienung mußte sie als Merkzeichen über ihnen leuchten.

In manchen Straßen der Stadt lockten abends zwei bis drei solcher Laternen die Gäste an. Wenn diese Kellerhäfen nächstens ihre trunkenen Gäste wieder ausspießen, dann wurden die in tiefem Schlafe ruhenden Bürger durch wilden Gesang patriotischer Lieder und zeitgemäßer kräftiger Schlager wie: „Was kraucht dort in dem Busch herum? — Ich glaub', es ist Napolium“ oder „Auf der Brück'n von Paris saß ein altes Weib und . . .“ und ähnlichen jählings aufgeschreckt. Es ist unergründlich, wo diese zahlreichen Kellerwirte nur alle die Konzessionen herbetamen.

Aus diesen Lokalen heraus entwickelte sich dann bald das bodenständige „Tingel-Tangel“, der Vorläufer des späteren Kabarett's. Von diesen „Tingel-Tangels“ war das in der Strobandstraße, im jetzigen Bettingerschen Hause, befindliche Huthsche Restaurant das größte. Dicht daneben, im Nebenhanse Wand an Wand, bestand das Rißnersche Tingel-Tangel, beide mit Hochbetrieb. Auf einem niedrigen Podium, vor dem ein Klavierspieler die Tasten schlug, präsentierten sich hier, Stuhl an Stuhl aufgereiht, je fünf bis sechs „Sängerinnen“ von unbestimmten . . . zigen Jahren. Ihre berufliche Ausbildung hatten sie auf keinem Konservatorium genossen und demgemäß war auch ihr Gesang. Was an den Stimmen fehlte, wurde durch reichliches Detolleté ersetzt. Die Mode der schlanken Linie war noch nicht Allgemeingut. Das war gut so, denn bei dem reichlichen Alkoholkonsum, zu dem diese „Künstlerinnen“ von den freigebigen Gästen angehalten wurden, hätten sie sie sowieso nicht bewahren können. Ihr Gewicht war daher

auch meistens ein sehr ansehnliches. Man kann sich die Sorgen der ehrfamen Bürgerfrauen damaliger Zeit gut vorstellen, die es nicht leicht hatten, ihre Ehegesponne von den lockenden Sirenen fernzuhalten. Aber auch diese Zeiten überlebten sich, und die Tügel-Tangel-Pforten wurden polizeilich geschlossen. Die Wirte stellten sich auf „reine Damenbedienung“ ohne Sing-Sang um, wobei sie bald vom einfachen Bierauschank zu Wein und Sekt übergingen. 1920 wurden auch diese letzten Ueberbleibsel geschlossen.

Wer um eine Kneipgesellschaft in Verlegenheit war, der konnte sie jederzeit auch in den Ausschankstuben finden, die den meisten Kolonialgeschäften angegliedert waren. Eine der bekanntesten war die von Gusch in der Breiten-Straße. Der durch den Laden zu erreichende Ausschankraum, der auch zugleich als Kontor diente, wurde seiner schwarz verräucherten Wände wegen von den Gästen „Der weiße Saal“ genannt. Ihm schräg gegenüber lagen die Ausschankstuben von Kommerzienrat Adolph, bei dem auch der beste Schnupftabak aus eigener Erzeugung zu haben war und von Dlschewski, vor dessen Laden zwei steinerne Tierfiguren mit Dudelsack und Violine Wache hielten. Der Volksmund hatte dies Lokal nach ihnen „die stumme Musik“ getauft. (Beide Figuren stehen heute im Städtischen Museum.) Genannt sei noch der Ausschank von Benno Richter am Markt neben dem Artushof und die von Neß, Szyminski, Matthes und Liebchen. Ueber den Müßigen Ausschank am Markt wird in einem anderen Abschnitt noch berichtet werden.

Schnaps wurde am Markt bei Dammann und Kordes und Marcus Henius, in der Seglerstraße bei Matthes, in der Culmer Straße bei Hirschfeld und im Lachs, in der Breiten-Straße bei Sultan ausgeschenkt. Die Firmen stellten ihre Schnäpse alle im eigenen Betriebe her, und jede hatte ihre besonderen Spezialitäten. Von ihnen sind die Thorner Lebenstropfen im ganzen Reiche bekannt geworden. Für die Verbreitung ihres Rufes hatten die Kahnshiffer gesorgt, die die Lebenstropfen auf ihren feuchtkalten Reisen schätzen gelernt hatten.

An Gartenlokalen hatte Thorn eine stattliche Reihe. In der Innenstadt gab es den „Schützenhausgarten“, „Hildebrandts Garten“ und „Schlesingers Garten“. Eine nie wieder erfindene Glanzzeit erlebte der „Schützenhausgarten“ unter seinem damaligen Wirt Sellhorn. Er hatte den reichlich verwilderten Garten großzügig neu hergerichtet, zwei große Kolonnaden und ein drehbares Orchester errichtet, buntfarbige Bogen- und Blumenbeleuchtungsanlagen eingebaut und als Attraktion einen, vom Thorner Klempnermeister Adolf Koze aus Blech gefertigten, lebensgroßen Palmenbaum, zwischen dessen Blätterkrone Beleuchtungskörper hingen, mitten hineingestellt. Hier fanden Konzerte der Militärkapellen bei ausgezeichnetem Besuch statt. Aber auch Varietés- und Theater Vorstellungen und anderes mehr wurde von den Brettern des drehbaren Orchesters herab geboten.

„Schlesingers Garten“ lag am hinteren Ende der Schloßstraße (hinter dem jetzigen Pichertschen Grundstück). Bei den meisten

heutigen Thornern ist er längst in Vergessenheit geraten. Seinen Namen trug er nach seinem Wirte Schlesinger, der eingangs schon Erwähnung gefunden hat. Man saß dort herrlich unter schattigen Bäumen und genoß von der Höhe herab den prächtigen Blick über die freie Weichsel. (Später wurde der Platz für die Errichtung einer Cholera-Isolierbaracke verwendet.) Auch hier, wie überhaupt in allen anderen Gartenlokalen, fanden des öfteren Militärkonzerte statt.

In der Bromberger Straße lag nächst der Stadt „Wenig's Garten“, das nachmalige „Tivoli“. Man saß dort noch auf einfachen, ungehobelten Brettern, und um die wenigen dem Publikum zur Verfügung stehenden eisernen Stühle und Tische wurden Schlachten geschlagen. Auch in der „Ziegelei“, die ihren Namen nach der (auf dem heutigen Ausstellungsterrain befindlich gewesenen) Stadt Ziegelei trägt, kämpfte man noch um die wenigen besseren Sitzgelegenheiten. Ruhesuchende Gäste zogen nach „Wieses Kämpfe“ oder nach dem tiefer im Walde gelegenen stillen „Grünhof“.

Nach der Culmer Vorstadt und nach Mocker zu lagen die Gartenlokale, die gleichzeitig Theateräle hatten. Auf der Culmer Chaussee lag das große Gartenlokal von Holber-Egger, dessen Nachfolger es später in „Volksgarten“ umtaufte. Es enthielt (und enthält heute noch) einen großen Theatersaal mit Bühne in freistehendem Bretterbau. Wegen der strengen Rayonbestimmungen durfte dort noch nicht massiv gebaut werden. In diesem recht primitiven Musientempel wurde den Thornern das Beste der Zeit in Musik und Kunst geboten. Anerkannt gute Theaterdirektionen wickelten hier ihren Sommerspielplan ab. Namhafte Künstler von Bedeutung und Ruf veranstalteten hier ihre Konzerte. Bilse, der bekannte Berliner Dirigent der nach ihm benannten Bilse'schen Kapelle, aus der das Philharmonische Orchester in Berlin hervorgegangen ist, spielte hier mit seinem 60 Mann starken Klangkörper. Benachbart diesem Lokal lag (und liegt) der alte „Viktoria-Garten“, heute „Venetia“ genannt. (Auch hier steht heute noch der alte hölzerne Theatersaal aus damaliger Zeit.) Auch von seinen Brettern aus wurde den Thornern viel gute Kunst geboten. Ernst von Wolzogen, der Gründer des Kabarettz, mit seiner Schlagerinterpretin und Lautenspielerin, seiner späteren Frau, führte dieses, kurz nachdem er es ins Leben gerufen hatte, hier vor. Hans Heinz Ewers, damals noch ein unbekannter Kabarettist und Dichter, der Autor der umstrittenen Alraune, gehörte zu seinem Ensemble und brachte das Publikum mit dem Vortrage seiner „glab-brigen, wablichen, weichen, weißen Wasserleiche“ zu gelindem Gruseln. Wie wenig die Ausstattung beider Bühnen den Vergleich mit der heutigen Zeit aushalten konnte, läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß die Kulissen keine geschlossenen Räume vorzutäuschen vermochten, da sie aus schmalen drehbaren Seitenflügeln bestanden, zwischen denen, statt durch Türen, die Darsteller auftraten und verschwanden. Doch das störte das aufnahmefreudige Publikum nicht, es kannte es nicht besser. Später wurde im Viktoria-Garten noch ein zweiter massiver Theatersaal erbaut, doch das fiel schon in eine spätere Zeit.

Neben dem ehemaligen Tanzlokal „Zum Goldenen Löwen“ auf der Moller lag der „Wiener Garten“. Auch hier gab es wieder einen geräumigen Saal mit Bühne. Man sieht, daß es an Theatern wirklich nicht gefehlt hat. In den 70er Jahren war dieses Gartenlokal und sein Theater ebenso beliebt. Nur war den Städtern, beim Mangel guter Verkehrsmittel, der Heimweg im Dunkeln, am ver-rufenen Wollmarkt vorbei, zu unbequem, so daß der Besuch hier zu wünschen übrig ließ. Das Anwesen braunte dann eines Tages in Grund und Boden nieder, und ist nicht wieder erstanden.

Das vornehmste aller Gartenlokale blieb immer unbestritten die „Ziegelei“. Der kleine, noch heute stehende Aussichtstempel, der den stolzen Namen „Wilhelmshöhe“ führte, und das in der großen Allee befindliche Denkmal des Alten Frix waren Dinge, die den Thorner mit Stolz erfüllten. Das Denkmal war recht wertlos; es bestand aus einer Brettkulisse, auf die der Alte Frix und seine Getreuen nach dem Berliner Vorbild aufgepinself waren. Aus der Ferne betrachtet, wirkte es trotzdem recht natürlich.

Alle größeren Veranstaltungen, wie Bundesfeste usw., fanden stets in der Ziegelei statt, die allein die entsprechende Ausdehnung besaß. Ihr heutiges Aussehen verdankt sie zum allergrößten Teil den einstigen Pächtern Meyer und Scheibe. Diese sehr rührigen Wirte hatten den wenig ansprechenden Garten von Grund aus umgestaltet und viele Verbesserungen vorgenommen.

Nun gab es noch, sowohl in der Innenstadt, als auch in den Vorstädten, eine ganze Reihe von Lokalen, in denen sich Sonn- und Feiertags die Soldateska mit ihren Küchenseen, neben einfachstem Zivil, im Tanze — pro Runde 1 Silbergroschen — drehte. Daß es dort sehr häufig blutige Auftritte zwischen den Gästen gab, die aus Eifersucht entstanden, war nur zu selbstverständlich. Eins dieser Lokale hatte deswegen auch im Volksmunde den Namen „Blutiger Knochen“ erhalten. Es lag auf der Bromberger Straße. Da spielte die „Klempe“ des „Schaschken“, wie die Soldaten genannt wurden, und das Messer des Zivilisten die Hauptrolle. Später erfolgte dann auch ein Garnisonbefehl, der den „Schaschken“ das Tragen der Seitenwaffe verbot. Zu dieser Art von Lokalen gehörte auch die „Fürstentrone“, kurz vor der Ziegelei gelegen, die erst in diesen Wochen der Spitzhade zum Opfer gefallen ist.

Nicht übergangen werden darf das verrufene Gasthaus an der Weichsel, das der Bürgerschaft von je ein Dorn im Auge war. Es trug im Volksmunde den schönen Namen „Zur Filzlaus“ und stand einsam, dicht hinter der Eisenbahnbrücke, am Fuße des Weinberges. Hier verkehrten lediglich Schiffer, Fischer und Kliffaten. Sein Vorhandensein wurde in weitem Umkreise durch die Nase wahrgenommen. Der scharfe Aethergeruch der Thorner Hoffmannstropfen, die dort in Mengen ausgeschenkt wurden, lag über der Gegend. Allerlei lichtscheues Gesindel, Männlein wie Weiblein, trieb sich hier stets herum. Auch die russischen Schmuggler erledigten hier ihre Geschäfte. Schen schlichen die Bürger um das verfallene windschiefe Haus, wenn sie sich überhaupt schon mal in seine Nähe wagten. Eines schönen Tages ging die ganze Herrlichkeit in Flammen auf. Ueber die Ur-

jache ihres Verschwindens gab es zwei Versionen. Nach der einen hatte Brandstiftung vorgelegen, nach der anderen soll das Haus nicht durch Feuer vernichtet, sondern durch den noch heute dort befindlichen Wasserabfluß fortgeschwemmt worden sein. Wie dem auch sei, kein Bürger weinte dieser üblen Stätte eine Träne nach.

Weil die Eisenbahnbrücke keinen Schiffsdurchlaß hat, waren die Schiffer gezwungen, ihre hohen Masten umzulegen. Sie mußten dies mit Hilfe ihrer Schiffertnechte selbst erledigen. Später wurde ihnen diese Arbeit durch einen fiskalischen Kran abgenommen. Er stand kurz vor der Brücke und wurde bei Hochwasser und Eisgang auf seinen Schienen höher auf Land gefahren. Heute ist dieses Wahrzeichen Thorns längst verschwunden. Es ist entbehrlich geworden, da ja kaum ein Kahn heute noch mit Wind fährt. Der Schlepptampfer hat seine Herrschaft angetreten. Ob er durch motorisierte Rähne einstmals auch verdrängt werden wird?

Im Sommer war der Strom mit zahlreichen Trakten belebt, die häufig in breiten Reihen nebeneinander festgemacht hatten, so daß für den Schiffsverkehr nur eine schmale Stromrinne übrig blieb. Das Leben und Treiben der Flissaken spielte sich vor aller Augen auf ihnen ab. Ueber sie und ihre Gewohnheiten ist schon viel geschrieben worden. Es erübrigt sich hier, weiteres über sie zu berichten. Nur soviel sei noch gesagt, daß ihre „Schnapsleichen“ damals häufig auf den Wegen und Straßen liegend angetroffen werden konnten. Den Polizisten fiel dann die wenig appetitliche Aufgabe zu, sie wieder auf die Beine zu bringen. Da die Polizei nur aus ein paar Mann bestand, so reichten diese natürlich nicht aus, um alle „Schnapsleichen“ rechtzeitig zu beseitigen. Man war an den Anblick so gewöhnt, daß man kaum noch etwas daran fand. Die Flissaken, von Naturell harmlos und bescheiden, taten ja auch niemandem etwas zu Leide. Selbst im Rausch nicht. Nur untereinander fochten sie ab und zu ihre Händel aus.

Von der alten Holzbrücke ist noch zu erwähnen, daß sie eines Nachts restlos abbrannte. Der Zufall wollte es, daß gerade am Tage vorher ihre Feuerversicherung abgelaufen war. Die Erneuerung der Police hatte der Stadtkämmerer verschwigt. Hestige Debatten setzten darüber ein, und der Magistrat bekam sein Teil zu hören. Zu einem Neubau ist es dann nicht mehr gekommen. Man ging zum Fährbetrieb über, der einem Pächter übergeben wurde. Das Publikum wurde mit zwei handfesten, langen und schmalen Ruderbooten, die von je zwei Ruderleuten und einem Steuermann bedient wurden, übergesetzt. Lose Bretter wurden je nach Bedarf auf die Bordanten aufgelegt und dienten als Sitzgelegenheiten. Für ängstliche Gemüter war das mit den losen Brettern immer eine etwas kitzliche Sache; doch hat man von Unglücksfällen nie etwas gehört. Von den beiden Booten war zugleich ein Boot auf der Hin-, das andere auf der Rückfahrt begriffen. An beiden Ufern hörte man den orisüßlichen Zuruf „Mit! Mit!“ erschallen, durch den säumige Fahrgäste sich noch zur Witnahme ankündigten. Ebenso suchten die

Ruderleute langsam nahende Passagiere durch den gleichen Ruf zu größerer Eile anzuspornen. Es war ein idyllischer Betrieb.

Gedekte Flußbadeanstalten hatte man noch nicht. Man badete am jenseitigen Ufer in der Szymanski'schen offenen Anstalt, die dicht am Fährschiff lag. Eine zweite offene Badegelegenheit, die unentgeltlich benutzt werden konnte, befand sich diesseits der Stadt am Pilz. Erst in den 80er Jahren kam die gedekte J. Dill'sche Anstalt hinzu.

An Verkehrsmitteln kannte man nur die Droschken. Es gab ein- und auch zweispännige, aber an Schnelligkeit und Sauberkeit ließen beide es ermangeln. Die Kutscher trugen hohe schwarze Lackzylinder und blaue Röcke mit blanken Knöpfen. Erst später mit der Einführung der Taxi wurde der schwarze Cylinder in einen weißen umgewandelt. Die Rosinanten bekannten sich zwangsweise zur schlanken Linie und standen nicht mehr ganz sicher auf ihren steifen Beinen. Es dauerte immer eine geraume Weile, bis so ein Gefährt endlich in Fahrt geriet. Einer der beliebtesten Droschkenkutscher war der alte Lukas, der seine Droschke Nr. 34 stets bevorzugt sah.

\*

Ein hohes Ereignis war es immer für die Bürger, wenn mal ein Wanderzirkus seine Zelte vor den Toren aufschlug. Meistens geschah dies auf der Esplanade, die sonst nur zum Exerzieren und zum Drill der Rekruten der Garnison benutzt werden durfte. Den Höhepunkt erreichte Ende der 70er Jahre das Erscheinen des Zirkus Myers, der auf gut Deutsch sicherlich Meier mit „i“ oder „y“ heißen haben mag. Er hatte sich ausnahmsweise auf dem Wollmarktgelände niedergelassen und kündigte für den ersten Tag einen großen Propagandaumzug durch die Stadt an. Ein hoher gläserner Wagen mit den Musikanten sollte vorweg fahren. Allerhand Getier sollte ihm folgen. Das hatten die Thorner noch nicht erlebt und die Gemüter waren begreiflicherweise in Siedetemperatur. Vor allem hatte es ihnen der große gläserne Wagen angetan, der auch auf den Affichen abgebildet war. Doch alles kam, nur nicht das Hauptstück, der gläserne Wagen. Die Direktion war schuldlos daran, denn es stellte sich heraus, daß der terrassenförmig gebaute Wagen so hoch war, daß er durch die Tore der Stadt nicht hindurchging. Die Enttäuschung war groß. Man mußte sich begnügen, das gläserne Wunder vor dem Zirkuszelt zu besichtigen, wo es aufgestellt war. Monatslang trauerte man noch um das entgangene Schauspiel.

Gern gesehen waren auch die reisenden Seiltänzer, die recht oft die Stadt besuchten. Ohne jeden Pomp, mit den einfachsten Mitteln und Geräten, bauten sie ihre Arbeitsstätten auf. Oft auf dem Neustädtischen Markte, aber auch neben der Esplanade. Unter freiem Himmel errichteten sie ein flaches Podium, das mit einer billigen Gardine aus buntem Kattunstoff rückseitig abgeschlossen war. Auf ihm stand stets ein kleiner Tisch, ein wackliger Schemel und die nie fehlende, oben offene, große Tonne. Ueber diesem spannte sich dann, an hohen Stangen befestigt, das hohe Seil. Vor dem Podium schlugen sie aus unbehobelten Brettern einige Bänke auf, und schlossen das Ganze rundherum mit einem dünnen Seil ab. Weil man aber

außerhalb dieser Seile alles ebenso gut sehen konnte, und dazu noch den Vorteil genoß, daß man den mit dem Klapperteller Spenden sammelnden Artisten durch die Lappen brennen konnte, waren diese Bänke immer nur spärlich besetzt. Es verlohnt sich, über diese Vorstellungen, die sich fast immer in gleicher Weise abspielten, einiges zu sagen. Waren sie doch so recht volks- und bodenständig, und zeugten in ihrer Art von dem derben und gesunden Wesen der damaligen Zeit. Mit akrobatischen Darbietungen, an denen die ganze Artistenfamilie beteiligt war, wurde die Vorstellung eingeleitet. Dann führte man eine derbe Liebespantomime auf, bei der eine aufgeblasene Schweinsblase, die Tonne und der Vorhang in Aktion traten. Einer der Mimen bezog mit der Schweinsblase mächtige Prügel und rettete sich durch einen Hechtsprung in die offene Tonne. Sein Peiniger entzog sich dann mit Blitzschnelle durch die Rattungardine den Blicken der johlenden Menge. Dieses Programm gehörte zum eisernen Bestande aller reisenden Artisten. Es erfuhr hie und da wohl mal eine kleine Abwechslung, aber fehlen durfte es nie. Die Wirkung auf den gesunden, unverdorbenen Sinn der Zuschauer war allemal, trotz des ewigen Einerlei, durchschlagend. Und nun kam zum Schluß das Besteigen des hohen Seiles. Reicher Beifall, aber karger Lohn war das Ergebnis des Abends. Wenn nicht gerade Mondschein im Kalender stand, dann übernahmen einige spärliche Petroleumlampen, oder auch eine brennende Teertonne die alleinige Festbeleuchtung. Die Anwohner des Neustädtischen Marktes sahen dem Schauspiel kostenfrei aus ihren Fenstern zu. Gebetene und ungebetene Gäste drängten sich um sie.

Lustige Gesellen waren die reisenden Musikanten, die von Ort zu Ort zogen. In Trupps von drei, häufig auch bis zu acht Mann, stellten sie sich ein, bauten sich an den Straßenmitten und -ecken auf, und spielten fröhliche Märsche, Tänze und Volkslieder. Auf einen falschen Ton kam es ihnen weniger an, als auf einen guten Verdienst. Ihre Instrumente stimmten zwar nie so recht untereinander, doch diesen Mangel glichen sie durch desto forscheres Blasen aus. Empfindliche Hundeseelen protestierten dagegen mit herzerreißendem Geheul und brachten damit die Harmonie noch gewaltiger auseinander. Einer der Bläser, legitimiert durch seine unter dem Arm getragene Trompete, sammelte inzwischen in den Häusern die Spenden ein. Zu dieser Art Gesellen gehörten auch die einzelnen wandernden Universal-künstler. So ein Mann spielte mehrere Instrumente zu gleicher Zeit. Mit der rechten Hand drehte er den Viertkasten. Auf dem Rücken trug er eine Pauke. Sie schlug er mit einem Schlegel an, der am rechten Unterarm bis zum Ellbogen befestigt war. Ueber der Pauke hingen eine Triangel und die Becken. Von diesen lief eine Schnur durch die Pauke herunter, die am rechten Absatz befestigt war. Mit schlankernden Fußbewegungen setzte er diese Instrumente in Bewegung. Am Kinn hatte er eine sogenannte Panflöte befestigt, die er mit dem Munde blies. Mit der linken Hand schlug er die kleine Trommel. Auf dem Kopfe thronte ein hoher, blankgeputzter spitzer Messinghelm, der über und über mit kleinen Schellen behangen war, die durch ständiges Schütteln des Kopfes zum Klingen gebracht

wurden. So arbeitete sich der Mann weitstanzähnlich von Straße zu Straße weiter. Nach dem ewigen Gerüttel und Geschüttel wird er abends froh gewesen sein, seine Knochen ausruhen zu können. Natürlich fehlten auch Affen-, Dromedar-, Kamel- und Bärenführer nicht im Stadtbilde. Auch die Dudelsackpfeifer mit ihrem monotonen Gedudel ließen sich in den Straßen hören.

Bekannte Erscheinungen waren die wandernden und auch ortsanfässigen „Toppchenstrider“. Diese Leute, auch „Böhmen“ genannt, zogen mit ihren wenigen Blechwaren, Töpfen, Maus- und Rattenfallen in die Wohnungen, den Hausfrauen ihre Dienste anbietend. Sie verstanden es, wie kaum einer, zerbrochene Steintöpfe und Schüsseln durch Umspinnen mit Draht wieder gebrauchsfähig zu machen. Für wenige Pfennige führten sie diese Arbeit sogleich an Ort und Stelle aus. Ihr Gewerbe ist mit dem Aufkommen von Aluminiumgeräten später ganz erloschen.

Auf den Jahrmärkten, die damals noch große Bedeutung hatten, fanden sich die sogenannten „Moritatenjäger“ ein. Zu ihrem Geschäft gehörte eine Drehorgel, eine große mit blutrünstigen Mordbildern bemalte Leinwand, und ein langer Stod. Mit schauerlichen Stimmen sangen sie zur Drehorgel von Liebe und Mord, in Versen, die sie nach der „reim dich, oder ich freiß' dich“-Manier selbst zusammengebaut hatten. Für 1 Silbergroschen konnte man sie auch gedruckt erwerben. Mit ihrem langen Stod schlugen sie klatschend auf die rot in rot triefenden Bilder der Leinwand. Oft sangen Mann und Frau zusammen, was noch viel schauriger klang.

\*

Die Paraden der Garnison wurden auf dem Neustädtischen Markt abgehalten. Sie waren bei der engen Verbundenheit von Garnison und Bürgerschaft ein Festtag für alle. Auch an den regelmäßigen Ständchen, die die Militärkapellen ihren Offizieren brachten, hatten die Bürger viel Freude. Vor der Wohnung des Offiziers, dem das Ständchen galt, stellte sich die Kapelle im Kreise auf der Straße auf. Eine Gefährdung durch vorbeifahrende Autos oder Straßenbahnen war ja noch nicht zu befürchten. Da die Militärkapellen zu damaliger Zeit noch keine Notenständer hatten, so wurden die Notenblätter den sich hierzu drängenden Jungens einfach hinter die Köpfe gesteckt. Zum Aufstellen der großen Trommel wurde aus dem Haushalt des Offiziers jedesmal ein Stuhl entliehen, denn einen Pautenständer gab es auch noch nicht. Ein großes Publikum sammelte sich rund herum, und ließ sich Zeit, die Darbietungen mit Ruhe anzuhören.

Von den Kapellmeistern genoß Rothbart, der die Kapelle der Gler betreute, größte Sympathie. Er hat sich mit seinen guten Konzerten um das Musikleben der Stadt verdient gemacht. An Kaisers Geburtstagen zeigten Häuser und Kasernen reichen Flaggen- und Kranzschmuck. Vor dem Eingange zur Kaserne in der Baderstraße, dem nachmaligen Bezirkskommando, wurden alljährlich an diesem Tage zwei eroberte französische Geschütze aufgefahren, hinter denen Strohuppen, in Artilleriemontur eingekleidet, standen. Raum

ein Bürger verjämte es, sich dieses Schauspiel, so oft er es auch im Laufe der Jahre schon zu Gesicht bekommen hatte, jedes Jahr von neuem wieder anzusehen.

Recht störend für die Städter war es, daß die Spielleute der Garnison ihre Ausbildungsübungen in nächster Nähe der Stadtmauern abhielten. Von dem Wallgelände am Bromberger und Culmer Thor ergossen sich die schaurigsten Töne der Signalinstrumente über die ganze Stadt. Da erhielten die jungen Spielleute ihren ersten Unterricht. Stundenlang marterten sie die Ohren mit den falschen Tönen, die sie den Hörnern und Querpfeifen in ihrer Untertunntnis entlockten, und das Gerassel der Trommeln verstärkte den Höllenlärm. Die oft der Verzweiflung nahen Bürger erschöpften sich in Beschwerden bei der Kommandantur, erhielten aber immer nur den Bescheid: „Dienst ist Dienst, und der Dienst erfordere es“. Endlich gelang es doch. Die Übungsplätze wurden in die weitere Umgebung am Weinberg verlegt. Die Jakobsvorstädter werden sich nicht gefreut haben.

Kanalisation und Wasserleitung waren der Stadt noch nicht beschieden. In den Straßen aufgestellte Pumpen lieferten das harte Trinkwasser. Das weiche Waschwasser dagegen entnahm man den steinernen Brunnen, die an einigen wenigen Straßenecken der Altstadt standen. Pumpen hatten auch viele Grundstücke auf ihren Höfen stehen, namentlich solche, in denen ein Gewerbebetrieb untergebracht war. Die Weichwasserbrunnen waren teils kleine Granitsteinmonumente, mit plastischem Schmuck gefällig versehen, zum anderen Teil einfache Eisenrohre, die in Mauernischen angebracht waren. Die ersten standen auf dem Altst. Markt und an der Ecke der Breiten- und Schülerstraße.\*) Die anderen waren an der Mauer der Johanniskirche — je einer in der Ost- und Westecke, — in den heute dort noch befindlichen Nischen, angebracht. Aus allen Brunnen ergoß sich das Wasser in laufendem Strom. Auch das große Becken des Copernicus-Denkmal's wurde mit diesem Weichwasser laufend gespeist. Um alle diese Brunnen und Pumpen herum standen zu jeder Stunde des Tages die drallen Mägde der Bürger. Auf den Schultern lastete ihnen die schwere „Pede“, an der an eisernen Ketten und Haken die Eimer hingen. Da wurde dann erst ein längeres Schwätzchen gemacht. Wenn alle Tagesneuigkeiten gebührend von Ohr zu Ohr gegangen waren, entschlossen sich Riecke und Auguste heimwärts zu ziehen. Tagtäglich hatte die arme Hausfrau ihren Kerger um die verlorene Zeit.

Bei Feuersbrünsten war es allemal schwierig, die nötigen Mengen Wasser an die Brandstellen heranzuschaffen. Den Löschdienst verjah noch unsere alte brave Freiwillige Feuerwehr unter ihrem bewährten Oberhaupt Stadtrat B o r k o w s k i. Motorsprizen und mechanische Leitern kannte man noch nicht. Die Wehr mußte sich im Schweiß ihres Angesichts an den Handhebeln der Sprizen abquälen. Den Feuermelbedienst übten nachts die Nachtwächter aus. Mit ihren Signalthörnern schritten sie ihre Reviere ab und bliesen in die Stille der Nacht ihr vorge schriebenes „Tuh, Tuh“. Wurde es in kurzen

Abständen einmal geblasen, so bedeutete das, daß es auf der Altstadt brannte. Wurde es zweimal geblasen, brannte es auf der Neustadt und bei dreimal auf den Vorstädten. Dazu wurde noch vom Türmer die große Rathausglocke angeschlagen und eine Laterne in der Richtung des Brandes herausgesteckt. An den geöffneten Fenstern erschienen die Köpfe der nur notdürftig bekleideten Bürger. Man rief den vorbeisenden Nachtwächter an, wo es brenne, aber meist wußte er es selbst nicht genau. Der brave Feuerwehrmann stieg in aller Eile aus dem warmen Bett in die Montur und eilte zum Spritzenhaus. Kostbare Zeit ging inzwischen verloren, bis die Spritzen und Wassertufen polternd über das holprige Pflaster ihren Weg nehmen konnten. Nun galt es für die Wassertufenbedienung fortgesetzt zwischen der Brandstelle und den Brunnen hin und her zu pendeln, damit bei den Spritzen kein Stoffmangel eintrat. So einfach wie heute hatte die Wehr es nicht.

Auch das Städt. Gymnasium besaß eine Feuerspritze. Den Schülern der oberen beiden Klassen war es erlaubt, bei Feuersbrünsten mit ihr auszurücken. Sie nahmen ihre Sache mächtig ernst und hatten den Ehrgeiz, immer als erste mit ihrer kleinen Spritze am Brandplatz sein zu wollen. Diese Retordleistung wurde von den jungen behenden Leuten auch oft genug geschafft. Wenn das dann am nächsten Tag in der Zeitung stand, so erfüllte es sie mit mächtigem Stolz. Untröstlich aber waren sie, als ihnen eines Tages das Privileg entzogen wurde. Den Grund dazu gab ein Vorkommnis ab, bei welchem sie, um nur schnell fortzukommen, das Schloß ihres Spritzendepots aufgebrochen hatten, ohne solange zu warten, bis der verschlafene Schuldiener Schlüssel und Erlaubnis des Direktors gebracht hatte.

Die Töchter der wohlhabenderen Bürger besuchten die ehemals Prellwitz'sche, dazumal Hasenbalg'sche Privattöchterschule. Sie befand sich in dem Hause Baderstraße Nr. 1 an der Stadtmauer. (Das Haus steht heute noch unverändert.) In den Pausen ergingen sie sich vor der Stadtmauer, allwo die männliche Jugend jederzeit freien Zutritt hatte.

Die Schüler des Gymnasiums zogen nach alter Sitte am 18. Juni jeden Jahres auf ihrer Turnfahrt nach Barbarken hinaus. An diesem Schulfest war alles, was Beine hatte, mit Begeisterung dabei. Man feierte den Tag wie ein Volksfest. Daher entwickelte sich am Nachmittag um das kleine Waldgasthaus herum ein reges Leben mit Würfel- und Pfeffertuchenbuben, Mußt und Tanz. Abends marschierte jung und alt *per pedes apostolorum* unter Vorantritt der Musikkapelle gemeinsam heim.

Zwischen den Schülern des Gymnasiums und der Bürgerschule bestand eine heftige Feindschaft. Die Gymnasiasten lauerten den „Kubialken“, wie sie die Bürgerschüler nannten, bei jeder Gelegenheit auf, und lieferten ihnen Schlachten und umgekehrt. Da das Gymnasium noch keine eigene Turnhalle hatte, wurden die Turnstunden in der Bürgerschule, in der dortigen Halle, abgehalten. Wehe dem Gymnasiasten, der auf dem Wege dorthin den Kubialken in die Finger geriet.

\*

An Originalen und stadtbekannten Sonderlingen litt Thorn nicht Mangel. Ueberall wo sie auftauchten, waren sie sogleich von einer Horde Jugend und Neugieriger umgeben. Es verlohnt sich, auch sie und ihre Gewohnheiten hier festzuhalten. Wer erinnert sich nicht heute gern ihrer, die ungewollt jedem, auch dem mürrißhsten Griesgram, ein lustiges Lachen abzwangen.

Das Trifolium „Kascha Maruscha“, „Fette Gans“ und „Sandwillsch“ spielte unter ihnen die Hauptrolle. Neben ihnen traten noch „Machen Bläsing“ und „Faschu Blaupapier“ auf den Plan des Thorner Alltags. Die „Kascha Maruscha“, wie sie allgemein hieß, — weiß Gott, wo sie den Namen herbetommen hatte? — ein abstoßend häßliches, altes, versoffenes Frauenzimmer, mit wirren Haaren und schmutziger, schlampiger Bekleidung, hatte es in ganz besonderem Maße der Jugend angetan. Sie war eine fleißige Verehrerin der Kümmelpulle, die sie stets in ihrer weiten Rocktasche mit sich trug. Auf der ersten besten Hauschwelle ließ sie sich nieder, zog ihre geliebte Pulle ans Tageslicht und stärkte sich erst mal ausgiebigst. So hatte sie sich von hinten, gegen etwaige Angriffe der sie umtobenden Jugend, eine ausreichende Rückendeckung geschaffen und als Schutz vor Frontalangriffen lag der lange Stod vor ihr auf den Knien, ohne den sie sich nicht auf die Straße wagte. Trotzdem kam es häufig dazu, daß ein besonders beherzter und übermütiger kleiner Kerl ihr, beim Ansetzen der Pulle, den Stod entriß, um ihn ihr erst nach Genuß des jetzt kommenden Schauspiels wiederzugeben. Das brachte sie allemal in höllische Wut. Eine Schimpfstanonade übelster Art, mit Worten, die in keinem Lexikon zu finden waren, ergoß sich über die mit Johlen und Schreien quittierenden Kinder. Konnte sie sich dann der immer größer werdenden Scharen zuletzt nicht mehr erwehren, dann drehte sie ihnen kurzerhand ihre Kehrseite zu, küstete, weit über jedes Gebot von Anstand und Schicklichkeit hinaus, die Rückwärtspartien ihres schlampigen Rockes und entbot der außer Rand und Band gekommenen Jugend auf diese Art den bekannnten Göß von Verlichingenschen Gruß. Befriedigt ob dieses Aktchlusses humpelte sie dann zu einer anderen Hauschwelle weiter.

Ein unproportionierter fetter Rumpf, darüber auf kurzem Halsstummel ein dicker kugelrunder Kopf mit kindlich gutmütigen Augen, das Ganze, angetan mit einer großen weißen Schürze und mit einem langen Besen bewaffnet, das war die „Fette Gans“. Seinen Namen trug er nach seiner Figur. Ein harmloser, gutmütiger, aber geisteschwacher Mensch, der sicherlich niemandem zu nahe gekommen wäre, wenn ihn nicht die Jugend, wo er sich nur blicken ließ, mit Hänseleien verfolgt hätte. Von überall her schallte ihm der Ruf: „Fette Gans! Fette Gans!“ entgegen. Wenngleich er ihn meistens mit stoischer Ruhe aufnahm, und sich nur durch ein unverständliches Gebraugel Luft zu machen versuchte, so riß ihm doch schließlich die Geduld, und mit komischen Besenhieben suchte er seine Bedränger abzuweisen. Seine Beschäftigung bestand im Fegen der Straße um die Bürgererschule herum. In anderen Teilen der Stadt ließ er sich nur höchst selten mal blicken.

Eine besondere Type war Willusch, genannt „Sandwillusch“. Von Gestalt groß, hager, ausgemergelt, in zerrissenen Lumpen, auf dem Kopfe eine alte blaue Schirmmütze, die er ab und zu mit einer alten Militärkammismütze ohne Schirm vertauschte, im Mundwinkel ständig seinen geliebten abgekauten Pfeifenstummel, den sein langer, wirrer, blonder Schnurrbart überdeckte, so zog er mit seinem klapprigen Handwägelchen, auf den er weißen Sand geladen hatte, von Haus zu Haus. Mit einem kleinen Sandjack auf der Schulter erschien er dann an den Wohnungsthüren, seine Ware mit weinerlicher Fistelstimme anbietend. Wurde er abgewiesen, dann fing er wie ein kleines Kind zu weinen und winseln an, wobei ihm echte Tränen über die Backen kollerten. Er erreichte damit stets, daß man ihm seinen Sand entweder doch noch abnahm, oder aber ihm einen Silbergrotschen versprach, für den er dann dreimal „hopsen“ mußte. Dieses Hopsen gehörte zu seiner Spezialität. Es machte ihm und den Bürgern gleicherweise Spaß. Auf der Straße rief man ihm allerorten: „Willusch hops!“ zu, worauf er ganz bescheiden erst um einen Silbergrotschen bat, weil er, durch Erfahrung gewißigt, nicht um seinen Grotschen betrogen sein wollte. Wenn Kinder ihn zum Hopsen aufforderten, dann tat er in seiner Gutmütigkeit ihnen auch vielfach den Gefallen, ohne seinen Lohn einzufordern.

Während sich dieses Trifolium ständig von der Spottlust des Publikums angegriffen sah, wurde den folgenden beiden Originalen Mitleid nicht versagt. „Malchen Bläsing“, ein ältkliches, bescheidenes Mädchen, erschien stets mit einem großen Umjchlagtuch und einem breittkempigen Strohhut, auf dem sich ein ganzer Blumengarten befand. Ihre einfache Kleidung war sauber und gepflegt. Aus ihren Zügen sprach ein tiefverhaltener Kummer. Sie lebte in dem Wahn, die Braut des damaligen Kronprinzen, des späteren Kaiser Friedrich, zu sein, der ihr versprochen habe, sie bald abzuholen. Jedem, der es hören wollte, klagte sie ihr Leid, und immer schloß sie, daß er nun bald kommen würde. Mitleidige Damen und Herren sprachen ihr dann Trost zu, und mit verklärtem Lächeln ging sie friedfertig und hoffnungsvoll weiter. „Jaschu Blaupapier“, ein geistig zurückgebliebener Mensch, hatte die fixe Manie, ständig blaues Papier sammeln zu müssen. Er lief, mehr als er ging, mit unruhigen Schritten umher, die Augen stets auf den Boden geheftet. Jedes Stückchen Papier, das er fand, hob er auf, untersuchte es und warf es wieder fort, wenn es nicht blau war. Das blaue aber steckte er in seine Rocktasche. Man konnte ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm ein Fetzchen blaues Papier übergab. Unartikulierte und unverständliche Worte stammelte er dann als Dank.

Neben diesen Originalen gab es noch Sonderlinge. Da war der um das Musikleben Thorns verdiente Gymnasialprofessor Brohm. Er trug, — ob Sommer, ob Winter, — stets seine Mütze unter dem Arm. Seine gewaltige Glaze leuchtete durch die Gassen. Kam er an einem Brunnen oder einer Pumpe vorbei, dann kühlte er sich mit dem kalten Wasser sein würdiges Haupt. Seinen Kopf steckte er dabei unter den Wasserlauf, wobei er sich tüchtig bücken und biegen mußte. Allgemein ging die Mär, daß Brohm ein noch ungeklärtes

anatomisches Geheimnis in seinem Kopfe beherberge. Mit Lieferfrist: „sofort nach Tod“ habe er bei Lebzeiten seinen Kopf an die Berliner Charité gegen klingende Münze verkauft. Mit Pumpenwasser in Verbindung stand auch der später im hohen Greifenalter verstorbene „Hutmachermeister“ Grundmann. Er ließ sich niemals anders als mit einem hohen grauen Zylinder auf dem Kopfe sehen. In der Breiten Straße vor seiner Ladentür stand eine Pumpe. Gewichtigen Schrittes trat er, den Grauen auf dem Haupte, einen undurchsichtigen tönernen Bierkrug in der Hand, aus seiner Tür, schritt zur Pumpe und setzte sie an ihrem langen Schwengel bedächtig in Gang, worauf er seinen Bierkrug unter das laufende Wasser hielt. Dann spülte er erst einigemal den Krug mit Schwung aus, um ihn zuletzt an Ort und Stelle mit Behagen auszutrinken. Wenigstens tat er so. Böse Zungen behaupteten aber, daß er dabei nur Komödie spielte, denn er war kein Verächter eines guten Glases Bier noch eines guten Happen-Pappen. Deswegen der undurchsichtige Steinkrug! — Sein Stammlokal war der Braunsberger Keller in der Seglerstraße, wo er seines ungewöhnlich guten Appetits wegen viel gehänselt wurde. Eine Reihe anderer Eigenheiten hatte er noch an sich. So trug er jeden alten Hut, den er zur Instandsetzung erhielt, mit weit vorgestrecktem Arm und feierlichen Schritten zu besagter Pumpe, sich dabei gewissenhaft versichernd, ob sein Tun auch die gebührende Aufmerksamkeit bei den Passanten erwecke. Mit Lappen und Bürste bearbeitete er nun das arme Brack von Hut unter dem Wasserstrahl. Mit würdigem Gehabe und in pastoralem Ton gab er jedem, der ihn dabei ansprach, eine Gratislektion, wie ein alter schäbiger Hut durch einen richtigen „Hutmachermeister“ wieder zu neuem Leben erweckt werden kann. Den Ton legte er dabei stets auf das Wort „Meister“, denn er habe die Hutmacherei „erlernt“ und vergliche sich nicht mit den nur Huthändlern. Oft zog er mit seinen baumelnden Rockschößen und dem „Grauen“, in den weit abgestreckten Armen drei bis vier auf Hochglanz frisierte Zylinder tragend, nach der Baderstraße und verschwand im Hause der Loge zum Bienenkorb, wo er die Resultate seiner Meisterhand ablieferte. Aber auch hier meinten die bösen Zungen, daß er die Zylinder aus Reklamesucht nur um sein Wohnviertel herum trüge, um von der anderen Seite sie wieder heimzubringen.

Wenn auch kein Original noch Sonderling, so war der blinde Trojaner doch überall bekannt. Trojaner, von Beruf Steinklopfer, war bei der Ausübung seiner Arbeit auf beiden Augen erblindet. Mit einem alten brustschwachen Leierkasten suchte er sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Auf Antrag des Magistrats wurde ihm von Kaiser Wilhelm eine neue Drehorgel geschenkt. Das an seinem Instrument angebrachte kleine Schild wies darauf hin. Da sein Instrument neu war und daher seine brustschwachen Konkurrenten durch vollen Klang und neuzeitlichere Melodien in den Schatten stellte, flossen ihm immer reichliche Spenden zu. Man hatte mit dem unglücklichen Mann überall Mitleid.

Auch des Sanitätsrats Kugler ist noch als Sonderlings zu gedenken. Er genoß größte Beliebtheit als Arzt und Mensch. Seine

Schwäche dem Alkohol gegenüber lieferte den Stoff zu vielen mit Heiterkeit aufgenommenen Erzählungen, die dabei nicht alle wahr zu sein brauchen. So hieß es, daß er sich eines Tages geschworen habe, seine geliebte Weinstube von Dammann und Kordes fürderhin zu meiden. Sobald er in ihre Nähe kam, sagte er zu sich: „Kugler! Kugler!, du gehst da nicht hinein!“ Kaum war er glücklich an ihr vorbei, dann wiederum: „Kugler! Kugler!, du bist ein braver Mann, zur Belohnung darfst du jetzt hineingehen!“ Flugs drehte er um und verschwand in seinem Stammlokal. Als er einstmals durch Boten von dort aus zu einer Entbindung geholt wurde, fühlte er selbst, daß es für ihn, nach seßhafter Beschäftigung am Stammtische, eine eigenartige Sache mit der Hilfeleistung in einem so delikaten Fall sein würde. Kurzerhand stellte er sich, im Hause der Wöchnerin angekommen, an das Fenster, riß es auf und ließ sich die frische Luft um die Nase wehen. Dabei sprach er zu sich die schwerwiegenden Worte: „Kugler! Kugler!, du bist nicht besoffen!, du bist nicht besoffen!“, und wiederholte diese so lange, bis er sich die Nüchternheit suggeriert hatte. Die Entbindung verlief dann auch glücklich und ohne Zwischenfälle. Das war der Mensch und Arzt Kugler!

\*

Vom Arzt zum Apotheker ist nur ein kurzer Schritt. So sollen hier wenigstens die Namen der damaligen Apothekenbesitzer Erwähnung finden. Thorn hatte drei Apotheken. Die Adler-Apothek am Altst. Markt gehörte dem Apotheker M e n z. Sie wurde kurzerhand nur die Menz'sche genannt. Die Katz-Apothek, an der Ecke der Breiten- und Baderstraße, gehörte dem Apotheker K a y s e r l i n g und wurde die Kayserling'sche genannt. Sie lag in einem alten interessanten Thorn'schen Kauf- und Handelshause, das mit niedrigem Hängestock, Diele und Laufgang (Galerie) versehen war. Auf der Seite nach der Baderstraße war das Haus mit einer vorspringenden Hofmauer abgegrenzt, in deren Ecke eine Selterbude Platz gefunden hatte. In der Hausfassade befand sich noch eine Kanonentugel aus dem Schwedentriege stammend. Die Neustädt. Apotheke, die Löwen-Apothek, besaß der Apotheker M e i e r. Das Haus steht heute noch unverändert. Als Sinnbild trägt es über der Ladentür einen großen, vergoldeten ruhenden Löwen.

Im Laufe der Zeit sind leider mehrere der alten Häuser aus dem Stadtbilde verschwunden. Unter ihnen auch das Küß'sche Haus, das in der Mitte der Nordseite des Altst. Marktes lag, und das Kauffmann'sche Haus in der Katharinenstraße, das dem Neubau der Thorn'schen Presse geopfert wurde. Hier war die Diele besonders geräumig, und es fehlte auch nicht die darüber befindliche Umgangsgalerie. Die Kauffmann's betriebe in dem Grundstück ihre Bierbrauerei. Besonders zu bedauern ist es, daß das alte W o r s c h a r d t'sche Handelshaus neben dem Artushof am Altst. Markt (später Genius) nicht erhalten geblieben ist. Mit seinem alten geschwungenen Giebel und den über dem Hängestock liegenden fünf Stockwerken, war es eine Zierde des Marktes. Als Handelszeichen trug es quer über die ganze Breite ein schwarzes Holzschild mit goldener Schrift

und ein Wappen am Giebel. Vor der Ladentür stand eine Steinfigur, einen Türken mit langer Pfeife darstellend, der im Volksmunde der „Kümmeltürke“ genannt wurde.

Der alte Artushof war ein schlichter Bau mit flachen, bis unter das Dach laufenden Mauerstreben zwischen den Fenstern, wie sie ähnlich die Löwenapotheke aufweist. Auf glattem Zementputz hatte er grauen anspruchslosen Anstrich. Unten befand sich der Gellhorn'sche Weinteller, darüber das Erdgeschoss mit den Zugangstrepfen über dem der eingebaute Theateraal das zweite Geschöß ausfüllte. In diesem Saal wurde den Thornern schon damals erlesene Kunst geboten. Der große Geiger Wilhelmi, die als Geigenvirtuosin überall gefeierte Theresina Taa, spielten hier, wie überhaupt von den Künstlern der damaligen Zeit nur wenige gefehlt haben, die ihre Kunst nicht an dieser Stätte dargeboden haben. Aber auch andere Kunst kam hier zu ihrem Recht. Magier und Zauberer, unter denen der „echte“ Bellachini nicht fehlte, waren hier oft zu Gast.

Außer in der Kauffmann'schen Bierbrauerei wurde noch in der Kuttner'schen Brauerei in der Gerechtenstraße, die Ende der 80er Jahre an den Bierbrauer Groß überging, der sie dann nach der Bromberger Straße (später Edel) verlegte, fleißig Thorner Bier gebraut. (Heute befindet sich in dem Grundstück ein Kino.) Die starke Konkurrenz der auswärtigen Biere zwang sie zum Erliegen. —

Mit einer in der Jetztzeit mit Behagen verbreiteten Mär sei auch an dieser Stelle aufgeräumt. Es ist einfach nicht wahr, daß die bösen Deutschen von jeher die öffentliche Anwendung der polnischen Sprache auf Schildern usw. verboten haben. Noch in den 80er Jahren und sogar noch lange darüber hinaus, traf man sie auf Geschäftsschildern und in Hausanschriften an. Jede Ausspannung z. B., deren es viele in der Stadt gab, hatte die polnische Bezeichnung „Wjazd“ an seiner Einfahrt stehen. Wer es nicht glauben will, braucht sich nur die betreffenden Häuser heute noch anzusehen. An irgend einer Stelle findet er die Anschrift, von Regen und Sonne verblaßt, aber immer noch schwach lesbar, als untrüglichen Beweis wieder. Auch in den Geschäften, z. B. in dem Seelig'schen Modehaus in der Breitenstraße, stand, sogar noch 1919, auf einem Deckenbogen des Lokals mit weithin lesbaren, großen Buchstaben: „Stare ceny“. Bis in die 70er Jahre finden sich in den Thorner Zeitungen viele Inserate in polnischer Schrift friedlich zwischen den deutschschriftigen. So inseriert das damals geachtete polnische Delikatessengeschäft von M. Mazurkiewicz am Altst. Markt sein Lager in Kavier, Hummern, Leberpasteten und Weinen. Uebrigens auch ein Zeitdokument dafür, daß in den Kriegsjahren 1870—71 das Kohldampfchieben gegen das des Weltkrieges 1914—18 ein Vergnügen gewesen sein muß. Daß die zum Geschäft gehörige Weinstube nicht nur Polen, sondern auch viele Deutsche als Stammkunden hatte, sei nur nebenbei hier noch vermerkt.

In den 80er Zeitabschnitt fällt wohl auch der Bau des polnischen „Museum“ in der Hohen Straße. Mit Restaurationsräumen, Fremdenzimmern und Saal ausgestattet, sollte es der Sammelpunkt des Thorner Polentums werden. Aber was den Gründern vorschwebte, hat das Haus nie recht erfüllt. Ob es an der prozentual geringen Zahl der ansässigen Polen lag, oder an der mangelhaften Verwaltung, sei dahingestellt. Jedenfalls ist es Tatsache, daß die alljährlich im Winter veranstalteten Polenbälle, an denen die Elite der Polen aus Stadt und Land teilnahm, nur am Anfang einige wenige mal dort abgehalten wurden. Die Polen benutzten dann die Säle des neuen Artushofes, desselben Artushofes, aus dessen Treppenhaus man jetzt die Kopfplakette des Erbauers, des Stadtbaurats Schmidt, zu entfernen für richtig befunden hat. In ihrem Museum aber fanden die gemeinsamen Tanzstunden des Gymnasiums und der Hajenbalg'schen Töchterschule, unter dem Tanzlehrer Jettmar, statt.

\*

Sport im heutigen Sinne betrieb man noch nicht. Im Winter vergnügte man sich mit Eislauf und Schlittensahren. Für den Eislauf standen in erster Linie der Grütz m ü h l e n t e i c h, dann die „T o t e W e i c h j e l“ am Wäldchen und der Teichtümpel im Botanischen Garten zur Verfügung. Sonntags konzertierte auf dem Grütz m ü h l e n t e i c h öfters eine Militärkapelle, und abends wurde die Bahn dann mit bengalischen Flammen und brennenden Teertonnen beleuchtet. Rodelschlitten, wie man sie heute benutzt, gab es noch nicht. Die Schlitten sahen damals wie auf Rufen gestellte Stühle aus, und wurden deswegen auch Stuhlschlitten genannt. Auch auf den Eisbahnen wurden sie benutzt. Mit süßer Last besetzt, schoben die Kavaliere sie über die Bahn. Hinter ihnen her ballten sich Lawinen von Verlobungsgerüchten. In den 80er Jahren gab der Militärfiskus auch die Eisflächen der Stadtgräben zur Benutzung frei. Weil das Eis hier aber gleichzeitig zur Eisgewinnung abgestochen wurde, so kam es öfters vor, daß Personen einbrachen. Der Besuch litt darunter, und schließlich verödeten die Bahnen ganz.

In guten Schneefahren, und die hatte man zu jener Zeit meist immer, veranstaltete man die sehr beliebten Schlittenpartien. Durch Inzerate angefordert, sammelten sich an die 20 bis 30 Pferdeschlitten an der Esplanade. In langer Reihe, vornweg der Schlitten des maitre de plaisir, des Drogisten C l a a s, der sich als vermöglicher Mann den Aufsehen erregenden Luxus leisten konnte, seine Pferde mit Schneenezen auszustaffieren, fuhr man mit Musik und lustigem Schellengeläut zum Kaffee nach Barbaken. Zur Belustigung der Teilnehmer hatte Claas seinen Hausdiener, überdies als Mohren verkleidet, neben seinen Kutscher postiert. Es erhöhte jedesmal nur die Begeisterung, wenn einige Schlitten „umschmiffen“ und ihre Insassen in den weichen Schnee warfen.

Im Sommer wurde vereinzelt von Jung und Alt Croquis auf den Wegen im Wäldchen gespielt. Tennis, Fußball, Hockey usw.

kannte man nicht mal dem Namen nach. Dafür durfte aber in keinem öffentlichen Garten eine hohe Schaukel fehlen.

Das Stadtwäldchen galt als Zierde, war aber alles weniger als das. Einflüchtswolle Bürger wiesen schon früh darauf hin. Da war es der Stadtrat Schmiedeberg, der endlich die Sache in die Hand nahm. Selbst ein großer Naturfreund, erbatnte er sich der verwilderten Anlagen, und schuf am Stadteingange des Wäldchens eine neue Anlage. Knappe Mittel nur standen ihm zur Verfügung. Er ließ den vorderen Teil mit einer Unmenge Sträucher besetzen. Zwischen diesen legte er verschlungene Wege an. Mitten hinein stellte er, recht bescheiden auf einen gipsernen Säulensockel, eine Gipsblüthe der Germania. Nun wuchsen sich die Sträucher aber bald zu einem kleinen Urwald aus, weil die Mittel für ihre Pflege und Zurückhaltung nicht ausreichten. Aus der schönen Anlage wurde ein Irrgarten, aus dem sich nur die ortskundige Jugend noch herausfinden konnte. Das Prachtstück, die Gips-Germania, hatten überdies übermüthige Schüler des Gymnasiums, unter dem Schutze der Dunkelheit, eines schönen Tages entführt und zu Füßen des Copernicus auf dem Denkmalspostament niedergesetzt. Da erstand dem Wäldchen in der Person des Stadtrats Kordes ein neuer Retter. Kordes faßte die Sache am richtigen Ende an. Er sammelte unter den Bürgern freiwillige Spenden, die ihm gern gegeben wurden. Mit ihnen schuf er vorerst mal die Kaskaden am Schwanenteich, deren Entwurf und Ausführung vom damaligen Wasserwerksbeamten Droege stammt. Am Eröffnungstage fand eine kleine Feier an Ort und Stelle statt, bei der die Kaskaden zum ersten Mal mit Wasser beschildt wurden. Viel Spaß hatte man an dem, im Steingeländer der Treppe versteckt eingebauten, Wasserspiel, von dem die nichtzählenden Besucher heimtückisch naß gespritzt wurden. (Seit 1914 ist diese Anlage nicht mehr mit Wasser beschildt worden.) Nur wenige der heutigen Thorer wissen noch von dem scherzhaften Geheimniß, das die Anlage in sich birgt. Zielbewußt veranlaßte Stadtrat Kordes dann, daß der Magistrat ein Preisausschreiben erließ, das sich wegen der grundlegenden Umgestaltung der ganzen Waldanlagen an die Männer vom Fach, an die Gartenbautechniker, wandte. Den ersten Preis erhielt das zur endgültigen Ausführung gekommene Projekt des Posener Gartenbaufachmannes Friebe, der gleichzeitig der Stadt als Gartenbauinspektor verpflichtet wurde. Ihm verdankt Thorn die neuzeitliche Gestaltung der Anlagen in ihrer jetzigen Art. Doch dies gehörte schon wieder einer späteren Zeit an. Dem stets opferwilligen Gemeinfinn des Stadtrats Kordes verdankt die Stadt u. a. auch die beiden auf dem Stadttheater befindlichen großen Bronzeadler. Nach der Uebergabe 1920 wollte man sie, ihrer auf den Köpfen befindlichen Kronen wegen, zuerst ganz entfernen. Dann entschloß man sich aber, sie auf ihren Plätzen zu belassen, nachdem man ihnen die kleinen Kronen abgenommen hatte.

Das gesellschaftliche Leben wurde in ganz neue Bahnen gelenkt, als die Stadt zur Durchführung der Wasserleitung und Kanalisation den Tiefbautechniker Meßger berief. Als Kind des Rheinlandes von früherer freier Fröhlichkeit, gelang es ihm, trotz seiner schweren Arbeitslast, in kurzer Zeit den Thorner geselligen Veranstaltungen einen Stempel rheinischer Festeskultur aufzudrücken. Die später leider wieder erstorbene Artusgesellschaft wurde aus der Wiege gehoben. Die glänzendsten Feste, wie sie Thorn noch nicht kannte, an deren Gelingen neben Meßger die Thorner Stadträte Houtermanns und Walter tätigen Anteil hatten, waren geradezu Ereignisse, von denen wochenlang vorher und nachher gesprochen wurde. Es durften auch die Carnevals-Sitzungen nach rheinischem Muster nicht fehlen. Der Artusaal hat nach Eingehen dieser Gesellschaft nie wieder solche pomphaften Feste und noch weniger solchen ungehinderten Frohsinn in seinen Mauern gesehen. —

Wer dachte damals an Kohlenfeuerung? Man hatte billiges Holz in Hülle und Fülle und brannte dieses. An der Weichsel, nahe der Brücke, befanden sich die Lagerplätze und Verkaufsläger der Holzhändler. Drohte Hochwasser, so mußten die gestapelten Hölzer, um sie vor dem Fortschwimmen zu sichern, auf eine höher gelegene Uferstelle umgelagert werden. Hier deckten die Familien ihren Winterbedarf ein. Mit Gespann wurden die Holzklößen abgefahren und vor den Haustüren auf das Pflaster geworfen. Hier wurden sie durch einen Mann, den sogenannten „Sägemann“, mit Säge und Beil in ofengerechte Stücke zerkleinert und in die Keller getragen. Solche Sägemänner, denen meistens die Frau bei der schweren Arbeit behilflich war, sah man zu Wintersbeginn zahlreich in den Straßen fleißig regeln. Sie konnten über Arbeitslosigkeit jedenfalls nicht klagen.

Der Getreidehandel stand noch in Blüte. Das Korn wurde auf der Weichsel verladen und am freien Ufer auf große untergelegte Segelleinen geschüttet. Der Platz vom Nonnentor bis zum Brückentor war oft dicht mit Korn belegt. Um es vor dem Muffigwerden zu schützen, wurde es hier dann auch gewendet, d. h. es wurde mit großen Holzschaukeln umgeschüttet. Abends wurden die Haufen dann mit einem zweiten Segelleinen zugedeckt. Viele Arbeiter fanden auch hier das ganze Jahr über reichliche Beschäftigung.

Unge störte Spielfreiheit genoß die Jugend auf allen Straßen der Stadt. Als Straßenspiel waren Keulenballspiele bei ihr besonders beliebt. Sie geriet dabei oft so in Eifer, daß sie es kaum bemerkte, wenn sie ein Spiel am Bromberger Thor begonnen hatte und es erst am Ende der Katharinenstraße beendete. Sie ließ sich mit dem Ball einfach durch die ganze Hauptstraße treiben. Aber auch Räuber und Gendarm und ähnliche Lauspiele wurden gespielt.

Abends lagen Straßen und Plätze in tiefem Dunkel. Anfangs der 70er Jahr ging man noch vereinzelt mit der brennenden Hand-

laterne aus, wenn man sich gezwungen sah, das Haus überhaupt verlassen zu müssen. Die wenigen Laternen, die dazu noch in weiten Abständen standen, gaben nur spärliches Licht und reichten bei weitem nicht aus. Als dann später die zweiflammigen Schmetterlingsbrenner und nach ihnen das Gasglühlicht kam, da war es den Bürgern beinahe wieder zu hell auf ihren Straßen. Sie staunten nicht wenig über diesen enormen Fortschritt. In den Vorstädten brannten durchweg Petroleum-Laternen, die ihren Bedienern viel Arbeit machten.

Unter dem Direktor Lehnert wirkte am Städt. Gymnasium als Lehrer der Professor F a ß b e n d e r, mit Spitznamen „Chut“ genannt, ein gebürtiger Sauerländer. Seinen Spitznamen verdankte er seinem westfälischen Dialekt, in dem das „g“ wie „ch“ klingt. Wenn er einen Schüler belobte und „gut“ sagte, dann klang das immer wie „chut“. Er wohnte im Direktorialgebäude im obersten Stockwerk, war Junggeselle geblieben und ließ sich von seiner Schwester, einer ältlichen Jungfrau, betreuen. Aus Sparsamkeitsgründen erledigte sie alle Hausarbeiten, auch die groben, höchst eigenhändig. Sie hatte die Angewohnheit, sogar ihre Treppen selbst zu scheuern, bei welcher Arbeit sie im Sommer nur mit einer Art Hemde bekleidet war. Dies war der Grund, weshalb sich die Schüler immer darum rissen, die Schulhefte zwecks der vorzunehmenden Korrekturen in des Professors Wohnung zu tragen. Hatten sie dabei das Glück, die Schwester in ihrem „Scheuerfrack“, wie sie ihre Bekleidung nannten, zu fassen, so kehrten sie allemal mit strahlendem Lachen zurück.

Professor C u r ß e, der bekannte Copernicusforscher, war ebenso wie sein Kollege, Oberlehrer G r ü n d e l, kein Freund von Traurigkeit. Beide mußten einen guten Tropfen wohl zu würdigen. Es kam öfters vor, daß einer von ihnen, oder gar beide, morgens beim Schulanfang nicht zur Stelle waren. Der verweifelste Direktor — B o d genannt — sandte dann zwei Schüler aus, die die Säumigen aus ihren Stammkneipen, die sie die Nacht über nicht verlassen hatten, zur Stelle brachten. Gründel war musikalisch überaus talentiert. Sein Lieblingsinstrument war das Harmonium. Eine stattliche Reihe seiner Kompositionen ist auch im Druck erschienen.

Dann war noch Professor F e y e r a b e n d tätig, von Fach Mathematiker, — seines roten Bartes wegen — „Fuchs“ genannt. Mit Curße konnte man ihn täglich vor der Tarrey'schen Konditorei am Markte, unter Oleanderbäumen sitzend, am gefelderten Brett sehen. Er hatte, wie kaum jemand, alle Bahnanschlüsse, Ankunfts- und Abfahrtszeiten im Kopfe. An seinem Stammtische im Braunsberger Keller brachte er die Anwesenden mit seinen vielen Anschluß-Verbesserungs-Vorschlägen in gelinde Verzweiflung.

Professor B e r g e n r o t h war geborener Thorner. Er als strenger Vegetarier hatte immer die Rostaschen voll trockener Erbsen, die er während der Unterrichtsstunden kaute.

Professor **Sorowitz**, jüdischer Abstammung, trug seiner auffallend dunklen Gesichtsfarbe wegen, den Spitznamen „Pastraner“, entlehnt von der bekannten Tänzerin Pastrana, die bei dunklem Teint sogar einen schwarzen Vollbart gehabt haben soll. Latein und wohl auch Griechisch war sein Fach. Eine ständige Redensart von ihm lautete: „Träges Roß, du erhältst einen Schlag durch den Rücken!“ Er sprach das „durch“ wie „dorch“ aus.

Professor **Boethke**, der bekannte Turngewaltige, hatte die turnerische Ausbildung an der Anstalt. Außerdem erteilte er den englischen Unterricht, bei dem ein von ihm herausgegebenes Lehrbuch der englischen Sprache, ein Unikum von Lehrbuch, natürlich benutzt werden mußte. Im Nebenberuf beschäftigte er sich auch dichterisch. Ein Kind seiner Muse ließ er in einem dicken Bande im Pierson'schen Verlag in Dresden im Druck erscheinen. Statt klingender Münze brachte es ihm mangels jeglichen Absatzes nur die hohen Unkosten. Seines peinlich gewissenhaften Wesens wegen hing ihm der Spitzname „Anietzsche“ an.

Professor **Wichniewski**, ein baumlanger Riese, hatte seinen Spitznamen „Etete“, bei dem alle „e“ kurz gesprochen wurden, von seiner Angewohnheit her, stets „Etete“ zu sagen, wenn ein Schüler eine Frage stotternd beantwortete.

Professor **Voigt**, von den Schülern „Maja“ getauft, ein Jungeselle reinsten Wassers, war im Schuldienst Fanatiker des Rohrstocks. Er war Invalide und trug eine hölzerne Beinprothese. Bei der Prügelprozedur stützte er die Prothese auf das Podium des Ratheders und legte über sie den Delinquenten. Das machte der ganzen Klasse sehr viel Spaß und ihm anscheinend auch. Sein Stammlokal war das Hotel zum schwarzen Adler in der Brückenstraße. In Gesellschaft der sehr stattlichen Wirtin war er dort täglich zu finden.

Oberlehrer **Herford**, „der kleine Mann“ genannt, erteilte deutschen Unterricht. Er propagierte in Schrift und Wort eifrigst die Feuerbestattung, die damals, namentlich von den kirchlichen Kreisen, stark abgelehnt wurde.

Oberlehrer **Jsaac** trug den naheliegenden Spitznamen „Zbeutel“. Er war Philologe und kein Jude. In späteren Jahren wurde er der Schwiegerjohn Boethkes.

Einer der allerärgsten Rohrstockschwinger war der Hilfslehrer **Burgschat**. Ein schneidiger Herr und Leutnant d. R. Gegen ihn richtete sich die Wut aller Schüler. Er war der Meinung, sich nur mit solchen Drillmethoden durchsetzen zu können. Er hatte seine besonderen Lieblinge unter den Schülern, die er mit fast sadistisch zu nennendem Behagen verprügelte. Er wurde deswegen auch bald von der Anstalt verjagt.

Oberlehrer **Lewus**, der Schwager von Boethke, gab den Unterricht in den unteren Klassen. Sein privates Stedenpferd, das er mit zähester Ausdauer ritt, war das Angeln auf Karpfen im inneren Stadtgraben am Bromberger Thor. Dort saß er meistens ganze

Nachmittage lang mit seinem Kollegen Gründel und vielen Angeschwüren.

Oberlehrer Schlotzwerder erteilte lateinischen Unterricht. Genannt wurde er „Schlotus“. Er hatte den „Ellendt Seiffert“ von A—Z im Kopfe. Seine Fragestellung: „Was steht im Ellendt Seiffert auf Seite 21 Absatz 4?“ konnte manchen guten Schüler aus dem Konzept bringen.

Ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle war Fehlauer, der Vorschullehrer. Er betreute die Allerjüngsten in der Ottava mit viel Liebe und Verständnis. Stets peinlich korrekt gekleidet, den grauen Zylinder auf dem Haupte, konnte man ihn für einen englischen Lord halten. Seine hohe, straffe und wohlgepflegte Erscheinung stach wohlthuend von allen seinen Kollegen ab, die, entsprechend damaliger Art, wenig Wert auf ihr Äußeres legten.

Nun zu den technischen Lehrkräften.

Da war Professor Hirsch, ein ebenso wie Brohm, um das Musikleben der Stadt hochverdienter Mann. Trotz des Namens, kein Jude. Seine, Gandhi in Figur und Profil ähnliche Erscheinung, auch die große Brille fehlte ihm nicht, reizte die Schüler zu allerlei Mlotria. Er erteilte an allen Klassen der Anstalt den Gesangunterricht. Statt eines Taktstockes bediente er sich stets eines einfachen Kantels, mit dem er aber außerdem auf die Zähne und auf die Finger klopfte. Das Klopfen auf die Zähne sollte die widerborstigen Schüler zum weiteren Aufstun des Mundes veranlassen. Eine Prozedur, die den Zähnen gerade nicht zum Vorteil gereichte, da der alte Herr recht gründlich klopfte. Man revanchierte sich dafür durch allerhand lose Streiche. So war es sehr beliebt, ihm auf die Stahlsaiten des Flügels Radiergummi oder auch Kastanien zu legen, die ihn, durch ihr Gehoppe beim Anschlag, stets in Wut versetzten.

Ein ähnlicher Kantelfreund war der Zeichenlehrer Przyrembel. Als ehemaliger, an der Assessorlippe gescheiterter Regierungsreferendar, hatte er sich mit seiner zeichnerischen Begabung, seines Lebensunterhaltes wegen, in einen simplen Zeichenlehrer verwandeln müssen. Er war ein Mann von Schneid und hielt allerstrengste Zucht. Mit seinen Kollegen, die ihn nicht als voll ansahen, hatte er keinen Umgang. Seine Kantelhiebe, die er immer auf die empfindlichen Fingerringel prasseln ließ, waren von den Schülern so gefürchtet, daß niemand wagte, irgend einen Unfug vom Stapel zu lassen. Als Frischluftfanatiker riß er im Sommer Türen und Fenster zugleich auf, so daß oft die Zeichenbogen von den Tischen flogen. Trotz allem hat er es erreicht, daß ihm seine später ins Leben getretenen Schüler für das dankbar blieben, was er ihnen beigebracht hatte.

Auch des Professors Prowe sei hier außer der Reihe noch gedacht. Ein hochgebildeter Mann von ruhigem Charakter, wirkte er lange Jahre an der Anstalt und trug seinen ihm zuerteilten Namen „Der Süße“, den man für ihn, seiner höflich verbindlichen Art wegen, ausgesucht hatte, mit stoischer Würde. Heiterkeit erregte allemal bei Stundenjchluß sein geflügeltes Wort: „Bitte, geh'n Sie auseinander!“

Vergessen darf auch nicht der Name des wichtigsten Mannes der ganzen Anstalt sein, der des alten P a l l i n o w s k i, des Pedells, wie die Schuldner allgemein genannt wurden. Erfüllt von seiner Bedeutung, drückte er sich immer nur in Sätzen aus, wie: „Ich und der Direktor, wir haben . . . usw.“, wobei das „ich“ immer an erster Stelle stand. —

\*

Hiermit mag den Erinnerungen vorerst ein Ende gesetzt werden. Da alles aus dem Gedächtnis zusammengefügt ist und Hilfsquellen dabei nicht benutzt worden sind, so mag hier und da wohl mal ein Irrtum unterlaufen sein, der sich eben nicht vermeiden ließ. Die heute noch lebenden Thorner aus damaliger Zeit werden trotzdem das Milieu ihrer Jugendjahre in ihnen erkennen.



# **DAS ORDENSKREUZ**

## **DIE THORNER HEIMATZEITUNG**

---

bringt monatlich:

Beleuchtungen des Ostproblems  
Erinnerungen aus dem alten Thorn  
Nachrichten aus dem heutigen Thorn  
Vereinsmitteilungen  
Persönliche Nachrichten von Thornern

Preis vierteljährlich Mk. 1.—, zu beziehen vom Verlag und durch alle Postanstalten

---

---

### **Thorner Ansichtspostkarten**

---

mit geschichtlichen Anmerkungen, Serie von  
6 Motiven im Umschlag. Preis M. **0,60**

---

**W. Koehler,**

**Der Deutsche Orden in Preußen,  
seine Berufung und sein Wirken nebst einer kurzen Vorgeschichte**

1. Folge; Bis zur Verleihung der Culmer Handfeste

48 Seiten, Preis M. 1.—

---

**Verlag Ordenskrenz Paul Kollmann, Berlin-Mariendorf, Rathausstraße 38**

---

Vergessen darf auch nicht der Name des wichtigsten Mannes der ganzen Anstalt sein, der des alten K a l l i n o w s k i, des Bedells, wie die Schuldiener allgemein genannt wurden. Erfüllt von seiner Bedeutung, drückte er sich immer nur in Sätzen aus, wie: „Ich und der Direktor, wir haben . . . usw.“, wobei das „ich“ immer an erster Stelle stand. —

\*

Hiermit mag den Erinnerungen vorerst ein Ende gesetzt werden. Da alles aus dem Gedächtnis zusammengefügt ist und Hilfsquellen dabei nicht benutzt worden sind, so mag hier und da wohl mal ein Irrtum unterlaufen sein, der sich eben nicht vermeiden ließ. Die heute noch lebenden Thorner aus damaliger Zeit werden trotzdem das Milieu ihrer Jugendjahre in ihnen erkennen.



# DAS ORDENSKREUZ

## DIE THORNER HEIMATZEITUNG

bringt monatlich:

Beleuchtungen des Ostproblems  
Erinnerungen aus dem alten Thorn  
Nachrichten aus dem heutigen Thorn  
Vereinsmitteilungen  
Persönliche Nachrichten von Thornern

Preis vierteljährlich Mk. 1.—, zu beziehen vom Verlag und durch alle Postanstalten

### Thorner Ansichtspostkarten

mit geschichtlichen Anmerkungen, Serie von  
6 Motiven im Umschlag. Preis M. 0,60

W. Koehler,

Der Deutsche Orden in Preußen,  
seine Berufung und sein Wirken nebst einer kurzen Vorgeschichte

1. Folge; Bis zur Verleihung der Culmer Handfeste

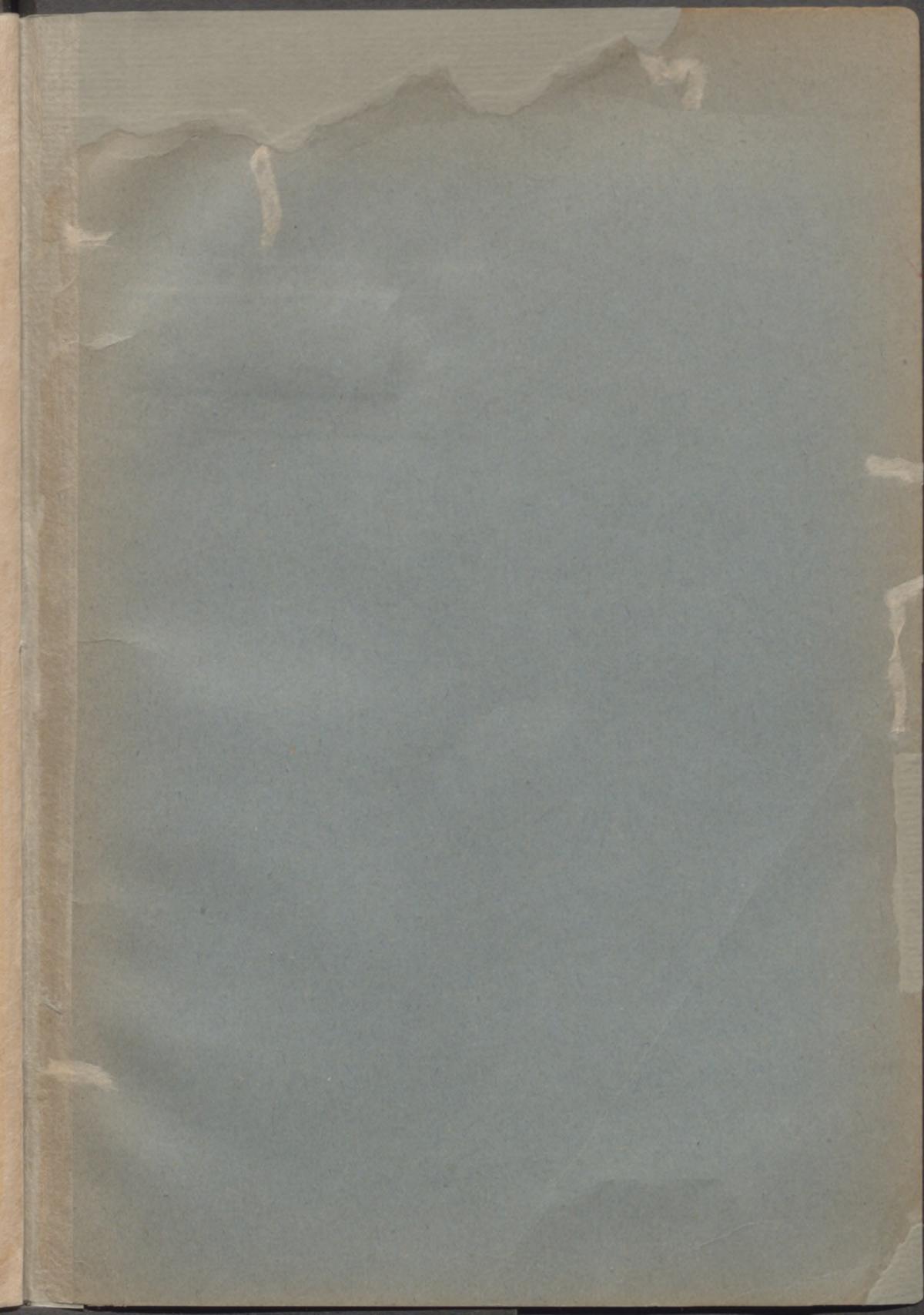
48 Seiten, Preis M. 1.—

Verlag Ordenskrenz Paul Kollmann, Berlin-Mariendorf, Rathausstraße 38

Biblioteka Główna UMK



300048654089



Biblioteka Główna UMK



300048654089